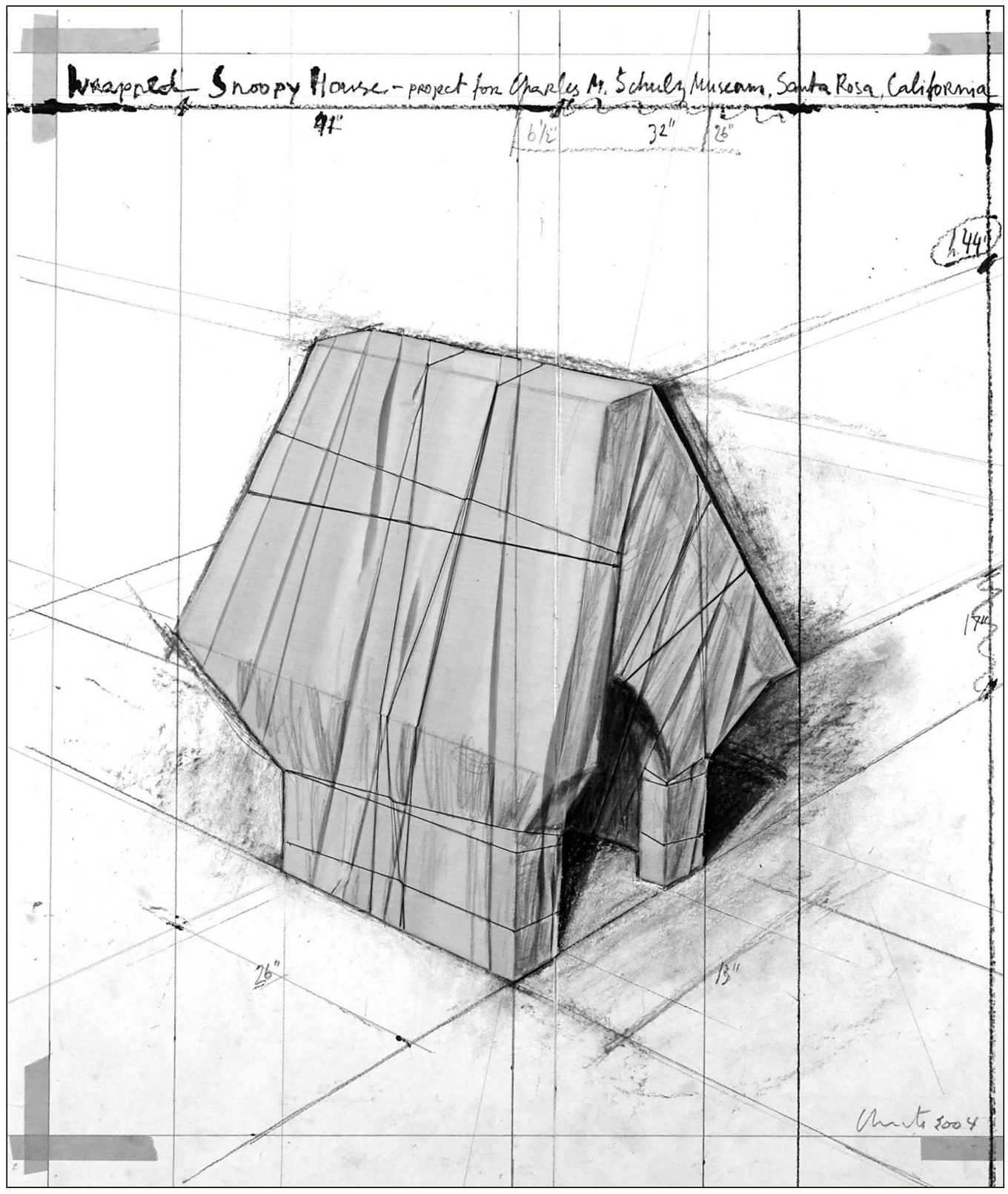
Großes in Kästchen

Im kalifornischen Santa Rosa erinnert ein Museum an den bekanntesten Bürger der Stadt: den Comiczeichner Charles M. Schulz. Seine „Peanuts“ konnten auch politisch sein. Ein Besuch am Martin Luther King Day.

Von Andreas Platthaus



Diese Hommage bekam Charles M. Schulz nicht mehr zu Gesicht: 2003 skizzierte Christo die Idee zu einer verpackten Hundehütte von Snoopy. Heute steht sie real im Charles-M.-Schulz-Museum.
Foto Christo 2003/Charles M. Schulz Museum

Achtzehn Jahre nach seiner Ermordung wurde Martin Luther King in den Vereinigten Staaten zum ersten Mal mit einem Feiertag geehrt, der seitdem landesweit exakt einen Monat vor dem President’s Day begangen wird, dem anderen personalisierten amerikanischen Feiertag, der zwischen den beiden Geburtstagen von George Washington und Abraham Lincoln liegt. Die Initiative für das staatliche Gedenken an den 1968 erschossenen Bürgerrechtler war schon wenige Monate nach seinem Tod erfolgt, doch die politischen Mühlen im Kongress mahlten langsam, und der in den Achtzigerjahren amtierende Präsident Ronald Reagan leistete Widerstand gegen den zusätzlichen Feiertag, bis endlich deutlich war, dass sein angekündigtes Veto vom Parlament mit Zweidrittelmehrheit aufgehoben werden würde.

In Reagans Heimatstaat Kalifornien agierte die Legislative in einem anderen prominenten Fall weitaus schneller: Noch zu Lebzeiten des Comiczeichners Charles M. Schulz beschloss das Bundesstaatsparlament die Einführung eines Charles M. Schulz Day. Der derart Geehrte überlebte den Beschluss allerdings nicht einmal um eine Woche und starb am 12. Februar 2000, nur einen Tag vor dem ersten ihm offiziell zugedachten Tag. Allerdings gab und gibt es anlässlich dieses Datums weder schul- noch arbeitsfrei in Kalifornien. Der verlässlichste Hort der Erinnerung an Schulz ist das ihm gewidmete Museum in Santa Rosa, seinem letzten Wohnort in Sonoma County.

Manche Amerikaner hatten die Voreile beim ehrenden Gedenken an Schulz im Vergleich mit der langen Weile bis zu der von King mit Bitterkeit vermerkt: Für einen populären Weißen konnte es offenbar gar nicht schnell genug gehen. Aber Schulz war es auch gewesen, der nicht einmal vier Monate nach dem tödlichen Attentat auf King in seinen „Peanuts“ ein weithin beachtetes Zeichen für Gleichberechtigung in den Vereinigten Staaten gesetzt hatte: Am 31. Juli 1968 führte er mit dem kleinen Jungen Franklin den ersten schwarzen Akteur in seine Serie ein. Vorausgegangen war der Brief einer kalifornischen Hausfrau, den diese unter dem Eindruck der Ermordung von King mit ähnlichem Wortlaut an mehrere bekannte amerikanische Comic-Strip-Autoren geschickt hatte: Ob sie nicht durch die Aufnahme von „Negro children“ in ihr Figurenensemble ein Zeichen für die Überwindung des Rassismus setzen könnten? Schulz, der von Kollegen über die breite Streuung dieses Anliegens gehört hatte, antwortete zunächst in Abstimmung mit ihnen zurückhaltend: Ihm komme so etwas gönnerisch vor. Doch als seine Korrespondenzpartnerin einen schwarzen Raumfahrtingenieur dazu animierte, seinerseits an Schulz – der im Jahr zuvor seine populärste Figur Snoopy der NASA als Werbemaskottchen zur Verfügung gestellt hatte – zu schreiben, setzte bei diesem ein Umdenken ein, und es dauerte danach keinen Monat mehr, bis er erstmals Franklin zeichnete. Das bedeutete einen Meilenstein für die Diversität in Comics, denn keine andere Serie war weltweit auch nur annähernd ähnlich weit verbreitet. Aber dankt die schwarze Community Schulz diesen Einsatz?

Am diesjährigen Martin Luther King Day ist das Charles-M.-Schulz-Museum voller Menschen: Das generationenübergreifend familientaugliche Ausflugsziel profitiert von diesem auf einen Werktag festgelegten Feiertag. Natürlich wird hier die Geschichte von Franklins Einzug unter die gerade einmal sechzehn stehenden Figuren der „Peanuts“ erzählt, und auch vom anfänglichen Widerstand einiger in den Südstaaten erscheinender Zeitungen gegen diese Neuerung ist die Rede sowie von einigen Hassbriefen, die Schulz damals erhalten hatte – „but nothing important“, wie er selbst abwiegelte. Das deshalb seinen Plänen gegenüber skeptisch gewordene Syndikat, das die „Peanuts“-Strip lizenzierte, beschied er allerdings durchaus kämpferisch: „Drucken Sie die Serie so, wie ich sie zeichne, oder ich bin raus.“

Diese erfolgreiche Machtprobe bestätigte Schulz in seiner Überzeugung, mit den „Peanuts“ mehr erreichen zu können als bloße Unterhaltung. Wenn sein Sohn Monte in einem in den Siebzigerjahren auf seinen Vater geschriebenen Gedicht formulierte: „I salute you, / Speaker to the world / Through little boxes . . .“ (Ich grüße dich, / Sprecher zur Welt / durch kleine Kästen), dann gab er damit das Selbstverständnis von Schulz wieder. Mit den kleinen Panels der „Peanuts“ konnten große Botschaften verkündet werden. Gerade auch emanzipative. Erst die Botschaft von der Emanzipation der Kinder durch die höhere Vernunft der „Peanuts“-Akteure in ihrer erwachsenenfreien Welt und dann die der Emanzipation der Schwarzen durch eine selbstverständlich in der Schar dieser Höhervernünftigen mitagierenden Figur wie Franklin.

Trotzdem sind die „Peanuts“ in der Rezeption ein weitgehend weißes Phänomen geblieben, und das zeigt sich gerade am so besucherstarken Martin Luther King Day. Im Museum ist das Publikum an diesem nicht minder symbolträchtigen Tag gerade nicht bunt; die wenigen Ausnahmen von der weißen Majorität sind asiatischer Abstammung. Nun hat Schulz mit seinem Comic ja auch den Inbegriff eines weißen Ideal-Amerikas geschaffen: mit Baseball, Eishockey, Erntedankfest, Psychiater . . . Der 1922 geborene Sohn eines deutschstämmigen Friseurs war in Saint Paul aufgewachsen, einer Großstadt in Minnesota, einem Bundesstaat mit damals zu mehr als neunzig Prozent weißer Bevölkerung. Und als Charles M. Schulz 1958 mit seiner Familie nach Kalifornien umzog, ging es dort nach Sonoma County, wo die Bevölkerung ähnlich homogen war – erst in die Kleinstadt Sebastopol und dann ins größere, aber teurere und damit überwiegend der weißen Mittelklasse vorbehaltene Santa Rosa.

Hier wurde Schulz zum *local hero*, nicht nur, weil er durch seine „Peanuts“ eine Berühmtheit war, nach der mittlerweile sogar der örtliche Flughafen benannt ist, sondern mehr noch, weil er der Gemeinde auf eigene Kosten 1969 eine Eissporthalle spendierte, die im Stil eines Alpenchalets erbaut wurde und in der Schulz persönlich alljährlich zu Weihnachten kostümierte Eislaufrevuen produzierte, an der selbst Olympiasieger teilnahmen. Als 1997 die Idee an Schulz herangetragen wurde, in Santa Rosa ein ihm und seinem Werk gewidmetes Museum zu errichten, stand für die Planer ein Grundstück neben dieser Redwood Empire Ice Arena als Bauplatz fest. Zwar sperrte sich der bis zuletzt aktiv gebliebene Zeichner zunächst gegen eine Musealisierung seines ja noch unabgeschlossenen Schaffens, doch seine Frau überzeugte ihn schließlich, und nach Schulz’ Tod brachten seine Erben den Großteil des künstlerischen Nachlasses in den Bestand des da noch nicht vollendeten, aber 2002 schließlich eröffneten Museums ein: siebentausend „Peanuts“-Originale, also fast zwei Fünftel aller von 1950 bis 2000 erschienenen Episoden. Kontinuierlich wird diese Sammlung durch Zukäufe erweitert, was beim hohen Preis für Schulz-Arbeiten einiges heißen will.

Das Museum ist also ein Schatzhaus und zugleich eine Wunderkammer an Witz – nicht nur Schulz’ Geistreichtums, sondern auch der originellen Gestaltung wegen. So ist in der Eingangshalle ein bis zur Decke reichendes riesiges Wandbild zu sehen, das Charlie Brown beim Anlauf zum Treten eines von der boshaften Lucy gehaltenen Footballs zeigt: eine von Schulz im Laufe der Jahre oft erzählte Szene, die zuverlässig im Misserfolg des Jungen mündete – jeder Besucher weiß also, wie die Sache enden wird. Zusammengesetzt ist dieses von dem japanischen Künstler Yoshiteru Otani konzipierte Wandbild aber aus insgesamt 3588 unterschiedlichen „Peanuts“-Folgen, die jeweils auf kleinen Kacheln reproduziert und dann mosaikartig zu dem Großmotiv zusammengesetzt wurden. Man kann es also stundenlang studieren und wird immer noch nicht wissen, wie es weitergeht.

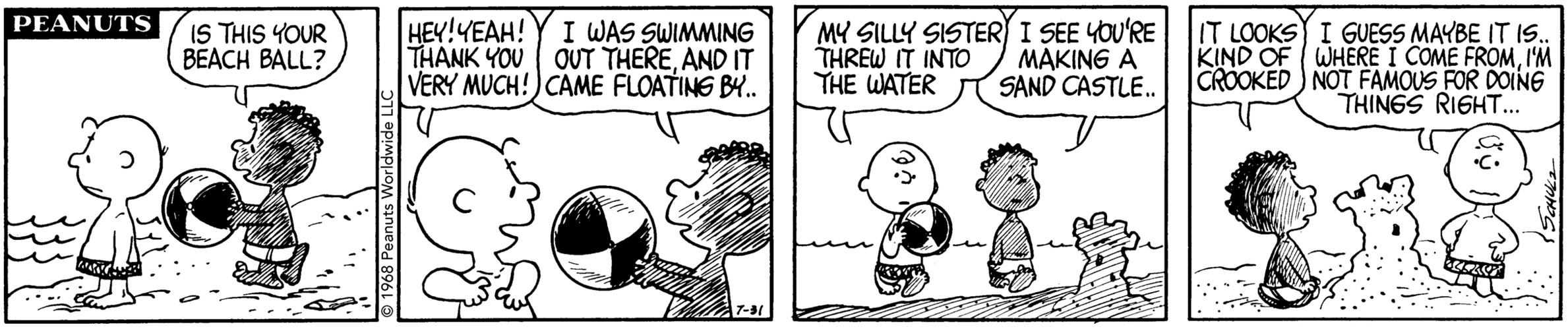
An der Längswand links vom kleinteiligen Monumentalbild öffnet sich aus dem ersten Stock heraus ein Balkon ins Foyer, auf dem Snoopys lebensgroße Hundehütte steht. Allerdings handelt es sich dabei um einen Nachbau, den keine Geringeren als Christo und Jeanne-Claude verpackt haben. Schulz zählte zu den Bewunderern ihres Werks, nachdem er 1976 den von dem Künstlerpaar in Sonoma County installierten kilometerlangen „Running Fence“ gesehen hatte. Zwei Jahre später spannten Christo und Jeanne-Claude dann quer durch ein Tal im Bundesstaat Colorado einen fast vierhundert Meter breiten und bis zu hundertelf Meter hohen orangen Vorhang: „The Valley Curtain“, und Schulz zeichnete aus diesem Anlass eine „Peanuts“-Folge, in der sich Snoopy fragte, was sie wohl als Nächstes anstellen würden – um dann auf dem letzten Bild seine Hütte verpackt vorzufinden. Das wiederum gefiel Christo und Jeanne-Claude so gut, dass sie nach dem Tod von Schulz den Spaß Wirklichkeit werden ließen und dem Museum ein solches „Wrapped Snoopy House“ samt den zugehörigen Entwurfszeichnungen schenkten.

Das ist High-Brow-Art der vergnüglichsten Sorte, aber ausgerichtet auf ein schon kunsterfahrenes Publikum. Nicht nur sozial benachteiligte Gesellschaftsgruppen, auch Kinder generell werden ihren Spaß hier im Haus anderswo suchen müssen: etwa bei den zahlreichen „Peanuts“-Kulissen für Selfie-Fotos oder den leider nur selten auf Kinderaugenhöhe gehängten Comic-Strips. Der Rest ist eher anspruchsvoll zu bewältigen: In den Sockeln der Vitrinen mit Lebenszeugnissen von Schulz sind zahlreiche Schubladen eingelassen, die reiches schriftliches (und auch bisweilen lichtempfindliches) Material bieten, aber zu dessen genauem Studium würde man eher Tage als Stunden brauchen. Das Charles-M.-Schulz-Museum versteht sich nämlich auch als Forschungsstätte, womit es sich bei aller Freundlichkeit des Erscheinungsbildes ein elitäres Image gibt, das eine kulturelle Segregation fortsetzt, die hier gar nicht nötig wäre.

Denn da sind etwa von Schulz selbst in den Fünfzigerjahren gemalte Wandbilder aus den Zimmern seiner Kinder, die später abgelöst und hier ins Museum verbracht wurden: eine Schau für Groß und Klein, zumal wenn man weiß, dass spätere Eigentümer solchen Wandschmuck zunächst hatten übermalen lassen, ehe ein Ehepaar das betreffende Haus 1979 nur deshalb erwarb, weil es um die Existenz der verborgenen Bilder wusste und dann über Monate hinweg Stück für Stück die Übermalungen abtrug. Zu seiner Eröffnung bekam das Charles-M.-Schulz-Museum das langsam freigelegte und dann lange gehegte Kunstwerk von dem Ehepaar übereignet. Zwei kleinere Wandbilder aus einem anderen früheren Heim der Familie Schulz kamen 2014 als Geschenk ins Museum.

Aber auch das ist offenbar nicht verlockend genug für ein wirklich diverses Publikum, und so bleiben am Martin Luther King Day im Charles-M.-Schulz-Museum die Weißen weitgehend unter sich. Und wie sorglos trotz Schulz’ entsprechendem Engagement und seiner Zivilcourage mit der Frage von *race* in Comics selbst in diesem ihm gewidmeten Haus umgegangen wird, zeigt ein kleines Notizbuch, das im Museumsshop erhältlich ist. Geschmückt wird dessen Umschlag von einem einzelnen Panel aus einem Comic-Strip, der Peppermint Patty und Franklin nebeneinander im Klassenzimmer zeigt. Doch die schwarze Schraffur im Gesicht und auf den Händen von Franklin, die das im Museum ausgestellte Original zeigt, ist bei der Reproduktion wegretuschiert worden. Gedankenlosigkeit oder Gedanken über bessere Verkäuflichkeit ans Majoritätspublikum des Hauses? Wie auch immer – das ist kein schönes Detail am Martin Luther King Day im Charles-M.-Schulz-Museum.

Keine vier Monate nach Martin Luther Kings Ermordung ergänzte Schulz die „Peanuts“ mit Franklin um die Figur eines Schwarzen.
Foto Peanuts Worldwide LLC



„Erst am nächsten Tag, als das Wasser im Kanal zu tauen begann, löste sich das Bild des Schwans im strömenden Fluss auf.“ Foto Picture Alliance

Neue Träumereien eines einsamen Spaziergängers

Von Moshe Sakal

Erster Spaziergang: Chroniken der Stadt

Im Herbst 2023 befand ich mich in einer mir unbekannten Stadt, weit entfernt von meinem Heimatland. Wie in den vergangenen vier Jahren schwor ich mir, nicht der Melancholie des Winters zu erliegen. Meine Tage verbrachte ich damit, am Landwehrkanal, im Tiergarten und in der Hasenheide im Herbstlaub umherzuwandern. Den Seen blieb ich fern, eine Gewohnheit, an die ich mich selbst im Sommer hielt.

Im Laufe der Wochen spürte ich, wie mir die Realität entglitt, ein Gefühl, das viele meiner Landsleute teilten. Der lange befürchtete Albtraum war Wirklichkeit geworden. Meine Eltern unterstützten mich mit Telefonaten von zu Hause aus, aber mir war klar, dass mein Zuhause nunmehr dort war, wo mein Partner, meine Freunde und meine liebsten Erinnerungen schon wohnten.

Unsere Berliner Wohnung war vollgestopft mit Liebesbriefen aus meiner Jugend, mit Diplomen, Fotos und Notizen meiner Mutter, von denen eine ausführlich beschrieb, wie ihr Sohn die ganze Nacht für seine Rolle als Prinz Jonathan im Musical „David“ geprobt hatte und nicht zur Schule gehen konnte. Ein hässliches Ölgemälde zeigte mich als Kind mit einem Lutscher in der Hand, einer coolen Jeansjacke und einer goldenen Kette, die mein Vater, ein Goldschmied, gefertigt hatte. Der Anhänger hatte die Form eines Fisches, eine Anspielung auf mein Sternzeichen, und war mit Namen und Zahlen graviert. Heute liegt die Kette im Safe meines Vaters, zusammen mit meinem ersten ausgefallenen Zahn, den mein Vater ebenfalls in einen Goldanhänger verwandelt hatte.

Bei meinem letzten Besuch in der Hasenheide war mir klar geworden, dass die Instabilität, die ich fühlte, sich auch auf mein Schreiben auswirkte, insbesondere auf meine Prosa. Im Gegensatz zur Lyrik, die es erlaubt, alternative Welten zu erschaffen, beschäftigt sich Prosa mit konkreten Themen. Sie zeichnet ein Bild der Wirklichkeit, und zu ihr ist meine Beziehung im Moment im Umbruch. Meine Worte haben stets dazu gedient, die Welt neu zu erschaffen oder sie durch etwas Neues zu ersetzen, waren mir Bewältigungsstrategie für die Komplexität der menschlichen Existenz.

Ich habe immer über meinen Geburtsort, meine zeitweiligen Wohnsitze und die Übergänge zwischen ihnen geschrieben. Ich erinnerte mich an die Worte der hebräischen Dichterin Lea Goldberg: „Vielleicht kennen nur Zugvögel, die zwischen Erde und Himmel schweben, den Schmerz zweier Heimaten.“

Lea Goldberg ist eine der populärsten hebräischen Dichterinnen, geschrieben hat sie in ihrer fünften Sprache: Im Alter von zehn Jahren hatte sie in Litauen begonnen, ein hebräisches Tagebuch zu führen, und später ist sie aus Deutschland nach Palästina ausgewandert. Ihre physische Immigration ist der sprachlichen gefolgt.

Meine französischsprachige Großmutter aus Kairo hat mich in eine dritte, imaginäre Heimat eingeführt – Frankreich. Aber im Gegensatz zu ihr, die nie einen Fuß nach Frankreich hat setzen müssen, um sich mit ihm verbunden zu fühlen, betrachtete ich es jahrelang als mein eigenes Land und wurde ganz und gar Pariser. Dennoch kehrte ich in meine Heimat zurück – und machte mich dann abermals auf den Weg, nach Berlin.

Als sich das Jahr 2023 seinem Ende näherte, verspürte ich einen unwiderstehlichen Drang zu schreiben, doch es fiel mir schwer, meine Heimat oder meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort zu erfassen, die sich beide im Wandel befanden. Ich mied auch meine Muttersprache, nicht aus Angst, sondern dem Wunsch folgend, an mehreren Orten und in mehreren Sprachen gleichzeitig verwurzelt zu sein, ohne mich auf eine von ihnen festzulegen.

„Alles auf Erden ist in einem beständigen Fluss“, schrieb Jean-Jacques Rousseau (in seinen „Träumereien eines einsam Schweifenden“, übersetzt von Stefan Zweifel): „Nichts wahrt eine festgefügte und bleibende Form, und unsere Gefühlsregungen, die sich an äußerliche Dinge heften, wechseln naturnotwendig mit ihnen und gehen vorüber. Sie jagen stets vor oder hinter uns her, sie erinnern an eine Vergangenheit, die nicht mehr ist, oder greifen einer Zukunft vor, die oft nicht mehr eintreten kann: Darin liegt nichts dauerhaftes Festes, an das sich das Herz heften kann. Und so bleibt uns hienieden kaum anderes als Freuden, die vergehen; dauerhaftes Glück aber, da bezweifle ich, dass es uns bekannt sei. Selbst in unseren heftigsten Lüsten gibt es kaum einen Augenblick, in dem uns das Herz aufrichtig sagen kann: Ich wünschte, dieser Augenblick würde immerdar dauern; und wie will man jenen flüchtigen Zustand denn Glück heißen, der unser Herz rasend und leer zurücklässt, der uns etwas zuvor ersehnen oder aber etwas danach begehren lässt?“

Beim Gehen dachte ich an diese Worte von Rousseau, die er auf seinen einsamen Wanderungen durch die Landschaft auf Spielkarten notiert und später in „Les rêveries du Promeneur Solitaire“ zusammengefasst hat. Diese Gedanken glichen Halluzinationen, tiefsinnigen Reflexionen und Erkundungen fernab der rasenden Menge. In einem anderen Kapitel meines Lebens, in Tel Aviv, habe ich Rousseaus Buch als Teil einer neuen Sammlung von Meisterwerken der Weltliteratur in hebräischer Übersetzung herausgegeben. Mein Ziel war es, mehr Israelis mit klassischer Literatur vertraut zu machen und in einem Land, das mit komplexen Identitätsfragen zu kämpfen hat, eine kosmopolitische Denkweise zu fördern.

Jahrelang hatte ich geglaubt, mein Zuhause gefunden zu haben; in der Nähe meiner Familie baute ich mir ein neues auf, bis ich auch dieses eines Tages verließ und wegging, wie jemand, der vor seinen Gläubigern flieht. Ist es möglich, einen geliebten Ort zu verlassen, ohne zu fliehen, ohne seinen Freunden die Tür vor der Nase zuzuschlagen? Ich konnte nicht anders. Blaise Pascal sagte: „Alle Probleme der Menschheit rühren von der Unfähigkeit des Menschen her, ruhig in einem Raum zu sitzen.“ Heute habe ich keine Lust mehr auf ehrgeizige Projekte. Ich wandere friedlich zwischen Sprachen und Orten, auf der Suche nach einem Nicht-Ort, in ständiger Rastlosigkeit.

Während ich den existenziellen Zustand des ziellosen Umherirrens anstrebe, kann ich wie Moses, der mir meinen Namen gab, einen fernen Blick auf das gelobte Land erhaschen, ohne es je wirklich zu erreichen. Der Begriff der Sehnsucht nimmt im Judentum eine zentrale Stellung ein und verkörpert ein anhaltendes Sehnen, das vielleicht gar nicht nach Erfüllung sucht. Im Judentum hat der Begriff „Sehnsucht“ eine tiefe Bedeutung, da er den anhaltenden Schmerz dabei und die damit verbundenen Qualen hervorhebt. In der hebräischen Sprache gibt es viele Ausdrücke, um diese fortwährende unerfüllte Sehnsucht zu beschreiben.

Mit der Absicht, den Zwängen der Gesellschaft zu entkommen, können meine Worte neue Bindungen in den Herzen der Menschen schaffen. In einer Zeit, in der das virtuelle Netz Grenzen zwischen Sprachen und Kulturen verwischt, bemühe ich mich, diese bewusste Wanderung aufrechtzuerhalten – eine geistige und körperliche Erkundung, die soziale Bindungen auflöst und sie gleichzeitig leidenschaftlich bewahrt.

Zweiter Spaziergang: „Mein lieber Scholli!“

Während des zweiten Lockdowns im Jahr 2021 verbrachten wir den Winter in der belebten Straße Mehringdamm in Berlin-Kreuzberg. Da die Stadt wegen der Pandemie fast menschenleer war, konnten wir eine Wohnung bekommen, die normalerweise Geschäftsreisenden vorbehalten ist. Unser Winterquartier war ein Reich glitzernder goldener Kronleuchter, verschnörkelter Decken, verzerrter Spiegel und extravaganter, aber fragwürdiger Kunstwerke, die teuer erworben worden waren.

Damals begannen wir unsere Reise in die deutsche Sprache mit einem Privatlehrer. Als ich die Schwelle zu seiner Wohnung überschritt, war ich gezwungen, mich ausschließlich auf Deutsch zu unterhalten: „Wie geht es dir, Moshe?“ Ich fühlte die Enge meiner Gedanken, und aus meinen Ohren schien Rauch zu kommen. Nach einer Pause brachte ich heraus, dass es mir gut ging. Ich zog meine Schuhe aus und ging ins Gästebad, um mir die Hände zu waschen. Während des Unterrichts schaute ich aus dem Fenster, und manchmal sah ich Schneeflocken vorbeifliegen. Die Wintertage hatten eine ungewohnte Textur.

Die Wände des Arbeitszimmers, in dem wir saßen, waren mit Wandteppichen und Regalen voller Bücher in deutscher und englischer Sprache geschmückt. Meine Augen versuchten, ihre Titel zu entziffern, während der Lehrer kurz in die Küche ging und mit Ingwertee und selbst gebackenen Keksen zurückkam. Als er die Kekse auf den Tisch stellte, verkündete er stolz: „Null Prozent Fett!“ Als ich einen Keks in den Tee tauchte, zerbröselte er in der Flüssigkeit.

Der Lehrer wartete geduldig, bis ich ein Gespräch anfing. Ich sehnte mich danach, von den Erlebnissen der letzten Woche zu erzählen. In meinen Visionen glitten Schwäne anmutig über den Landwehrkanal, Eichhörnchen vergruben fleißig Nüsse in der Erde, und Bäume verströmten den Duft ferner Länder. Stadt und Natur befanden sich in unablässiger Friktion – ein Nebeneinander, das mich gleichermaßen faszinierte und beunruhigte.

Beharrlich las ich deutsche Texte und staunte über die seltsame Reihenfolge der Wörter. Ich musste bis zum Ende des Satzes warten, um das Handlungsverb zu erkennen, denn das Ende des Satzes verwies oft zurück und enthüllte die Natur der Dinge, wie eine trügerische Zeit, die sich rückwärts bewegt und Veränderungen in die Vergangenheit einbringt. Manchmal erschien das Präfix des Verbs am Ende des Satzes und machte alles, was zuvor gesagt worden war, zunichte.

Der Lehrer schenkte mir Tee nach. Er reichte mir eine Seite mit Substantivierungen und erklärte: „Das ist deine Bibel.“ Das Blatt hatte die Gabe, auf geheimnisvolle Weise zu verschwinden und wieder aufzutauchen, wie ein Edelstein, der entscheidet, wann er seinen Besitzer segnen oder verfluchen möchte. Lag ich falsch, korrigierte mich der Lehrer mit übertriebenem bayerischen Akzent. Lag ich richtig, überschüttete er mich mit Komplimenten und rief: „Sapperlot! Mein lieber Scholli!“

Eine neue Sprache zu lernen bedeutet, Zahnfleisch, Zähne und Lippen in ungewohnte Konfigurationen zu zwingen und dabei anfänglich auch Spott hervorzurufen. Die Zunge flattert und drängt die Stimme zu erzählen, zu interpretieren, sich auszudrücken. Die Geschichte prallt an den Wänden ab und kommt schließlich an die Oberfläche, aber Reste bleiben im Inneren, werden vom Bewusstsein absorbiert und hinterlassen einen Teppich aus Konsonanten und Gedanken, manchmal nur ein Echo. Diese innere Hülle gleicht einem durchtränkten Tuch, auf dem eine Zellkultur gedeiht. Die Sprache arbeitet wie ein gesundes Bakterium, das mich immun macht, nicht leblos. Obwohl laut einem hebräischen Sprichwort die Sprache über Leben und Tod entscheidet, würde ich gleichermaßen dank ihr nicht umkommen.

Ich verbrachte Stunden bei meinem Lehrer und dachte darüber nach, wie Juden vor einem Jahrhundert, vor acht Jahrzehnten oder vor sechs Jahrzehnten ihre Heimat verlassen und einen inneren Bruch zurückgelassen hatten. Einige haben aus der ihnen innewohnenden Gebrochenheit große Schönheit entstehen lassen, etwas Neues erschaffen, ein prächtiges Gefäß, das aus den Scherben eines anderen besteht. Diejenigen, die ihre Heimat verlassen haben, suchen nach einem ätherischen Ort, dem greifbarsten Ort, um ihre Sprache und ihre Erinnerungen unterzubringen. Sie suchen nach der Form des Gefäßes und nach dem Kitt, der die Scherben zusammenhält. Die einzige Frage, die sich stellt, ist die nach der hebräischen Sprache, denn sie braucht ein passendes Gefäß – keinen Sarg für einen Körper, sondern eine Vase für eine Blume.

Heute existiert mein Hebräisch in Berlin als lebendige Sprache. Ich bin von Hebräisch sprechenden Menschen umgeben. Nachdem wir endlich eine feste Wohnung gefunden hatten, verließen wir das Reich der Kronleuchter und zogen in ein kahles Zimmer. Zusammen mit unseren Möbeln traten auch unsere hebräischen Bücher die Reise vom Hafen in Haifa zum Hafen in Hamburg an, um in den Regalen unserer fünften und letzten Wohnung in Kreuzberg ein neues Zuhause zu finden. Mein Interesse an ihnen hat jedoch nachgelassen, nicht weil ich die hebräische Sprache vernachlässigt hätte, sondern weil ich in den zwei Jahren der Durchreise mit nur zwei Koffern von gedruckten auf digitale Medien umgestiegen war.

In den letzten Monaten sitze ich da und lese die Nachrichten aus meiner Heimat in allen Sprachen, die ich kenne. In diesen Tagen schreiben alle über Israel, es ist ein heißes Thema. Um mich abzulenken, beschäftige ich mich mit anderen Themen, zum Beispiel mit der elektronischen Musik, die der deutsche Justizminister Buschmann in seiner Freizeit kreiert und unter dem Pseudonym MB Sounds im Internet veröffentlicht (sein neuestes Werk heißt „Memories of Jerusalem“). Oder ich überfliege, wie Laborfleisch, das in Singapur und Tel Aviv auf dem Vormarsch ist, bis 2040 vierzig Prozent des Fleischmarktes erobern soll.

Als ich Anfang 2000 in Paris ankam, wurde ich gebeten, einen Visumsantrag auszufüllen. Oben auf dem Formular stand: „Name des Ausländers: _____“. Zu meinem Entsetzen musste ich feststellen, dass tatsächlich ich dieser Ausländer war.

An einem Wintertag im Jahr 2021 war das Wasser des Landwehrkanals zugefroren. Scharen von Berlinern waren an sein Ufer geströmt und hatten es gewagt, das Eis zu betreten. Manche glitten darüber, ritzten ihre Herzen ins Eis. Andere machten vorsichtig ein paar Schritte, hielten ihre Kinder an der Hand oder schoben Kinderwagen vor sich her. Einige Bereiche waren wegen der Gefahr von Eisschmelze gesperrt. Die Schwäne, die den Kanal bevölkerten, hatten sich nicht rechtzeitig in wärmere Gefilde begeben. Stattdessen suchten sie Zuflucht in einem nahe gelegenen Stausee, den die Stadt Berlin am Kottbusser Tor angelegt hatte.

Doch ein einsamer Schwan war im eiskalten Wasser gefangen zurückgeblieben. Ein, zwei Tage lang lag er wie eine Ophelia mit verdrehtem Hals am Kanalrand. Eine gespenstische Stille und Blässe hüllten das Tier ein. Sein Hals war im Eis eingeklemmt, sein Schnabel davon verschlossen. Scherben gefrorenen Wassers zitterten um den Schwan in diesem Kanal des Todes. Seine Augen blieben geschlossen, seine Flügel ausgebreitet, sein Weiß verschmolz mit der Blässe des Wassers. Nach zwei Tagen wurde er geborgen. Doch die Umrisse seines Körpers blieben ins Eis geritzt. Erst am nächsten Tag, als das Wasser im Kanal zu tauen begann, löste sich das Bild des Schwans im strömenden Fluss auf.

Dritter Spaziergang: London Park

Vor einigen Jahren traf ich Dan im London Park von Tel Aviv. Er war gerade mit einem Flug aus Heathrow angekommen und blickte, von den Hotels im Norden Tel Avivs bis nach Jaffa im Süden, in einem Halbkreis über das Mittelmeer, das die Araber „Arus al-Bahr“ nennen – die Braut des Meeres, geschmückt mit Palmen und Türmen auf den Klippen.

Neben uns stand ein Denkmal in Form eines Schiffes, das an die jüdische Einwanderung während der britischen Mandatszeit erinnert. Während wir uns unterhielten, liefen viele Menschen durch den London Park zum Strand, aber nur wenige hielten an der Gedenkstätte inne. Dahinter verbergen sich tiefe Dramen: Geschichten von Krieg, Flüchtlingen, Einwandererschiffen, geschlossenen Grenzen und Vertreibung.

1942 legten die Bewohner Tel Avivs aus Solidarität mit den von den Nazis bombardierten Bewohnern der britischen Hauptstadt den „London Park“ an. Heute hat er für Dan eine tiefe Bedeutung. Er ist mehr als ein Mahnmal, er ist der Ort, an dem die Geschichte seines Vaters begann, inmitten dichter, geheimnisvoller Büsche.

Jahrelang war sich Dan der Verbindung zwischen seinem Schicksal und Israel nicht bewusst gewesen. Doch an seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag, nur einen Monat bevor sich unsere Wege kreuzten, änderte sich alles. In einem Pflegeheim in London hatte er Onkel James, den Bruder seiner Großmutter, abholen sollen. Onkel James zog Hyde Park den anderen berühmten Sehenswürdigkeiten Londons vor und suchte dort Trost in der von Alleen, Beeten und Springbrunnen umgebenen Gedenkstätte für Prinzessin Diana.

„Hast du schon einmal vom London Park in Tel Aviv gehört, Dan?“, fragte er. „Nein“, antwortete Dan. „Dort ist viel passiert“, sagte James und erwähnte unter anderem ein berühmtes Café. Erst auf Dans Drängen hin erzählte James von seiner Zeit als Soldat in Palästina während des britischen Mandats, von seiner Rolle im Geheimdienst und auch von dem berühmten Café im London Park.

Die Geschichte des Cafés begann mit dessen Besitzer Menashe Swissa, einem jüdischen Einwanderer aus Marokko, der sich 1935 in Jaffa niedergelassen hatte. Im damaligen Brief eines Bewohners des dem Café benachbarten Hauses heißt es: „Angesichts der jüngsten arabischen Revolte an den Grenzen von Tel Aviv und Jaffa hat ein Jude aus dem Osten sein Café in unserer Nachbarschaft eröffnet und zieht damit Vagabunden an, die den ganzen Tag in verschiedene legale und illegale Spiele vertieft sind. Arabisch ist die Amtssprache, und das ständige Klappern von Dominosteinen und Glücksspielen treibt uns Nachbarn in den Wahnsinn. Unter unhygienischen Bedingungen und mit Händen voller Teer, Schlamm und Jaffa-Bakterien, bereitet er ein Gericht zu, das als ‚shishlig‘ bekannt ist. Die arabische Musik, die ununterbrochen aus dem Café dringt, stört Tag und Nacht unsere Ruhe, ganz zu schweigen von den ungeheuerlichen Aktivitäten am helllichten Tag.“ Die Stadt drohte mit Restriktionen, aber das Café blieb standhaft.

In dieser belebten Umgebung traf James eines Tages auf eine einsame fünfundzwanzigjährige Frau. In der Abenddämmerung war das Café sehr belebt: Turbantragende Araber aus Jaffa rollten geschickt Spielsteine, während sie Arrak tranken. Britische Soldaten standen in Gruppen zusammen, einige saßen neben jungen Frauen. Eine Frau im Pelzmantel, allein am Tisch, bemerkte James und musterte ihn aufmerksam.

James, der aus dem Gebüsch aufgetaucht war wie die Venus aus dem Meer, benetzt von der Essenz der Titanen, hatte das Café betreten, und Menashe Swissa war ihm entgegengekommen, um ihn zu begrüßen. Noch bevor ein Wort gewechselt werden konnte, gab die Frau im Pelz James ein Zeichen. Sie bot ihm einen Stuhl an, reichte ihm ihr Zigarettenetui, und James bediente sich in stiller Dankbarkeit daraus.

Sie erzählte von ihrer Ankunft aus Berlin ein halbes Jahr zuvor, von der Entfremdung von ihrer Familie und ihrem schwierigen Leben in Tel Aviv angesichts einer anspruchsvollen polnischen Mitbewohnerin. Sie gab zu, dass sie sich sehr isoliert fühlte. „Ich vermisse Berlin, aber ich mag dieses Café“, gestikulierte sie: „Hier gibt es keine Vorurteile. Schon gar nicht von denjenigen, die aus den Büschen kommen.“ Als sie sich zu James umdrehte, bemerkte sie, dass er rot wurde. „Ich sehe all diese Männer“, fuhr sie fort, „ausländische Soldaten und Araber aus Jaffa, die durch den London Park spazieren und im Gebüsch verschwinden …“

James bot ihr aus Verlegenheit und ohne nachzudenken an, sie in ein nahe gelegenes Hotel zu begleiten. Sie willigte ein, und er erschrak noch selbst über seinen Vorschlag, aber es war bereits zu spät, um zurückzurudern.

In den folgenden Wochen fanden intime Treffen in kleinen Räumen mit hohen Decken und einem staubigen Ventilator statt. James gab sich der Verzweiflung hin, und die aus Deutschland geflüchtete Frau klammerte sich an ihn und bat leidenschaftlich darum, er möge sie aus der Mittelmeerstadt nach London bringen. Später versprach er ihr aus Scham, vielleicht auch Schuldgefühl, sie mitzunehmen, wenn er Palästina verlasse. Aber sie verschwand aus seinem Leben.

Eines Tages tauchte sie wieder auf und verkündete ihm ihre Schwangerschaft. Vom Flur aus sah sie einen jungen Araber in seinem Bett schlafen.

James versicherte ihr, dass er nicht der Vater des Kindes sei. Seine Überzeugung war echt, die Vorstellung, dass ihr dürftiger und steriler Liebesakt zu einer Befruchtung geführt haben könnte, erschien ihm nicht plausibel.

An den Blick in ihren Augen, bevor sich die Tür schloss, würde er noch Jahre später denken. Monate später verbreitete sich das Gerücht, dass ein schwangeres deutsches Mädchen durch die Straßen von Tel Aviv irre. Im Café am London Park weine sie um den Soldaten James und darum, dass er sein Versprechen einlösen möge.

Am Abend vor seiner Rückkehr nach London fand James vor der Haustür ein in eine rote Decke gewickeltes Baby. Entsetzt hob er es auf und vertraute es seiner Schwester an, die zu Besuch war. Sie brachte das Baby mit dem Zug von Tel Aviv nach Kairo und von dort nach London.

Das war die Geschichte. Jetzt stand ich mit Dan im London Park, wir beide vor einem Meer von Hotels; das Café von Menashe Swissa war längst verschwunden und durch ein modernes

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Neue einsame Träumereien

Touristenhostel ersetzt worden. Überrascht nahmen wir neben uns auf der Bank eine schüchterne ältere Frau mit zerzaustem Haar und wettergegerbtem Gesicht wahr, in der Hand eine Zigarette. Dan zögerte, auf sie zuzugehen, und beobachtete sie schweigend.

„Woher kommst du?“, wandte sie sich an Dan und fragte: „Du bist nicht von hier.“

„Aus London.“

„Ich bin noch nie in London gewesen“, gestand die Frau. „Seit ich Vilnius verlassen habe und in Tel Aviv angekommen bin, habe ich es nicht mehr gewagt, mich außerhalb von Israels Grenzen zu begeben. Es ist eine komplizierte Geschichte: Ich habe mich in einen australischen Soldaten verliebt, der wiederum in den London Park verliebt war. Glauben Sie, dass man sich in einen Park verlieben kann?“, fragte sie mit brüchiger Stimme und sah Dan sehnsüchtig an. „London wartet nicht auf mich. Wenn Sie dort sind“, flehte sie, „denken Sie an mich.“

Dan nickte. Wir blickten beide aufs Meer. Als ich wieder auf die Bank schaute, war sie leer.

Vierter Spaziergang: Aufsteigende Männlichkeit

Am Anfang stand wie immer die Metapher. Es war ein Herbsttag, die Sonne tauchte die Wege des Gleisdreieck-Parks in Kreuzberg in ein warmes Licht, während sich der Himmel gelegentlich mit Wolken bedeckte und ein pieksender Nieselregen fiel.

Als ich durch den Park ging, folgte ich den verlassenen Eisenbahnschienen, die sich durch die Bäume schlängelten. Mit den Augen suchte ich nach den Kaninchen, die mir seit dem letzten Winter vertraut waren, als sie über den unberührten Schnee gehoppelt waren. Erinnerungen an meine frühe Jugend in Tel Aviv wurden wach. Ich versuchte, die Essenz dieses entscheidenden Moments einzufangen, in dem meine Kindheit den ersten Anzeichen der Jugend gewichen war und sich in mein Wesen einprägt hatte.

Meine Gedanken kreisten um das Auftauchen von Schamhaaren an unerwarteten Stellen, um sich entwickelnde Ideen und Wünsche, vermischt mit der Sehnsucht nach etwas, das über meine unmittelbare Familie hinausging. Diese Zeit des Übergangs hatte mich unruhig gemacht. Es war der Moment, in dem die „aufsteigende Männlichkeit“ geboren wurde, wie es der Titel eines Buchs des hebräischen Dichters Uri Zvi Greenberg beschreibt. Der Begriff „aufsteigende Männlichkeit“ beschrieb für mich genau das, was in meiner späten Kindheit in mir aufstieg wie ein Heuschreckenschwarm auf einer grünen Wiese.

Jetzt blickte ich auf den Schöneberger Gasometer, der von leuchtend roten Ringen umgeben war, die an eine Achterbahn erinnerten. Ein Vogelschwarm breitete sich am Himmel aus, und ich musste an den Heuschreckenschwarm denken, als ich mich an jenen Bibelvers erinnerte, den uns Tova, meine gute Lehrerin, am Ende meiner Kindheit vorgelesen hatte: „Mose streckte seinen Stab über Ägyptenland, und der HERR trieb einen Ostwind ins Land, den ganzen Tag und die ganze Nacht. Und am Morgen führte der Ostwind die Heuschrecken herbei. Und sie kamen über ganz Ägyptenland und ließen sich nieder überall in Ägypten, so viele, wie nie zuvor gewesen sind noch hinfort sein werden.“

In meiner Kindheit stellte ich mir dazu einen Heuschreckenschwarm vor, der mit ohrenbetäubendem Summen aufsteigt und unfruchtbares Land hinter sich lässt. Ihre Macht lag in ihrer schieren Zahl, in ihrem kakophonischen Chor und in der Unberechenbarkeit ihrer überraschenden Angriffe. Aber worauf beruhte die Vorstellung vom Schwarm? In welcher Beziehung stand ich zu der Wiese, in der die Heuschrecken die aufsteigende Männlichkeit symbolisierten? Welche Rolle spielte ich in diesem Szenario?

Ich zog mein Handy aus der Tasche und schaute nach. Heuschrecken, erfuhr ich, sind wahllose Fresser, die jeden Grashalm in ihrer Nähe verzehren. Und ich erfuhr von einem faszinierenden Phänomen: Heuschrecken weisen zwei verschiedene Zustände auf, ähnlich wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde.

Ein Artikel in der Zeitschrift „Wired“ enthüllte, dass einzelne Heuschrecken bitter schmeckende Pflanzen meiden. Innerhalb eines Schwarms legen sie diese Abneigung jedoch ab und suchen aktiv nach giftigen Pflanzen, zum Beispiel nach solchen, die Hyoscyamin enthalten. Diese Verhaltensänderung entspricht nicht etwa einer Neigung zum Suizid, sondern ist eine Überlebensstrategie, die den Schwarm für Fressfeinde weniger attraktiv macht.

Ich notierte mir diese Details im Notizbuch und wanderte durch den Park, vorbei an der alten Windmühle und über die Brücke und erkundete verschiedene Bereiche. Während ich die Wege entlangschlenderte, erklangen Akkordeonklänge, und Paare begannen einen feierlich-bedächtigen Tango zu tanzen. Eine Gruppe von Jungen folgte einem etwa zwei Jahre Jüngeren und schrie ihn an. Aus meiner Sicht war nicht zu erkennen, ob sie spielten oder ihm etwas antun wollten. Dann rannten sie weg und zerstreuten sich.

Als ich nach Hause kam, nahm ich „In memoriam Oscar Wilde“ des französischen Schriftstellers André Gide in die Hand (in der von Franz Blei besorgten deutschen Ausgabe von 1904). Das Buch beschreibt Gides Freundschaft mit Wilde. Schon beim ersten Treffen erkannte Gide, dass Wilde nicht nur ein guter Gesprächspartner war, sondern auch ein begnadeter Geschichtenerzähler, der alle am Tisch in seinen Bann zog. Zum Beispiel mit der Geschichte von Narziss, in der ein Fluss den Wildblumen seine Liebe zu dem schönen Knaben gesteht, der in seinen Wassern ertrunken ist: „Ich liebte ihn.“ Die Wildblumen antworten: „Oh! Wie hättest du ihn auch nicht lieben sollen, so schön wie er war!“ „War er schön?“, fragte der Bach. „Wer sollte es besser wissen als du! Jeden Morgen beugte er sich über dein Ufer und spiegelte in deinen Wassern seine Schönheit …“ „Wenn ich ihn liebte, antwortete der Bach, „so, weil ich das Abbild meiner Wasser in seinen Augen sah, wenn er sich über mich beugte.“ Wie Wilde in „The Ballad of Reading Gaol“ schrieb: „Doch jeder tötet, was er liebt.“

„Was haben Sie gemacht seit gestern?“, fragte Wilde einmal André Gide, und Gide beschrieb es ihm. „Wirklich nichts nur als das?“, fragte Wilde und ärgerte sich über Gides Bestätigung: „Aber weshalb erzählen Sie es dann? Sie merken doch selbst, daß das alles ganz uninteressant ist. Sehen Sie, es gibt zwei Welten. Die eine, die existiert, ohne daß man von ihr spricht; man nennt sie die reale Welt, denn man braucht nicht von ihr zu sprechen, damit man sie wahrnimmt. Die andere ist die Welt der Kunst – von der muß man sprechen, denn ohne das existierte sie nicht.“

Während ich die Seiten umblätterte, dachte ich über den Weg von Schriftstellern wie Wilde nach, die sich in ihren Werken kühn auf unbekanntes Terrain wagten und oft hilflos waren, wenn es um ihr persönliches Schicksal ging. Ihr Weg war nicht unbedingt von Optimismus geprägt, sondern eher von dem Gefühl, dass etwas geschehen musste, weil es unmöglich war, weiterzumachen wie bisher. Wilde sah seinem Schicksal mit offenen Augen entgegen und ging mit einem Gefühl der Unausweichlichkeit auf sein eigenes Ende zu. Sein Leben, so glaubte er, übertraf das Werk, das er geschaffen hatte.

Als Wilde nach seiner Haftzeit nach Paris zurückkehrte, wurde er von vielen gemieden, fand nur schwer Arbeit, und die Türen blieben ihm verschlossen. Obwohl einige versuchten, ihm zu helfen, erwiesen sich ihre Bemühungen als vergeblich. „Wenn die Gesellschaft einen Menschen vernichten will, weiß sie, was sie zu tun hat, und sie kennt viel subtilere Mittel als den Tod.“

Trotz seiner Bewunderung für Wilde gab Gide zu, dass er sich schämte, in einem Café neben ihm zu sitzen. Nach Wildes Tod schrieb Gide „In memoriam“ als späte Lobeshymne auf seinen Gefährten. „Oscar Wilde starb in einem elenden kleinen Hotel der rue des Beaux-Arts. Sieben Personen folgten seinem Begräbnis, und von diesen begleiteten ihn nicht alle bis an sein letztes Ziel. Auf dem Sarge lagen Blumen und Kränze; ein einziger trug eine Aufschrift: die des Hotelwirtes; man las die Worte: A mon Locataire.“ Für meinen Mieter.

In Griechenland habe ich Lastwagen gesehen, auf denen das Wort „Metapher“ geschrieben stand, eine Erinnerung daran, dass Schriftsteller auch Transporteure sind, die Ideen von einem Ort zum anderen bringen. Unsere Aufgabe ist es, das Wesentliche der menschlichen Existenz in Worte und Gedanken zu fassen und es anderen mitzuteilen, Situationen zu enthüllen und Eindrücke zu vermitteln, anstatt sie zu zerlegen. Wie eine Metapher, die über die bloße Metapher hinausgeht, ein Gefäß, das kein Wasser fasst und aus Wörtern und Gedanken besteht, die wie mit Kitt zusammengehalten werden.

Fünfter Spaziergang: Narben der Evolution

Mein Körper begleitet mich von einem Ort zum anderen, und immer trägt er bei sich seine retrospektive Welt – seine eigene ewiggestrige Welt. Mit jedem Tag, der vergeht, entfernt er sich von seinem ursprünglichen Zustand, als feuchter vibrierender Brei, der aus dem Mutterleib in die Welt kam. Er durchquert die Landschaften der Kindheit, der Entscheidungen und der Entwicklung hin zum Körper eines „fertigen Menschen“ oder „gemachten Menschen“.

Die Körperhaare wachsen und fallen in ihrem eigenen Rhythmus, während auf der Haut Flecken entstehen – subtile Veränderungen in den oberflächlichen Schichten, verborgene Stellen, die sich nur dem aufmerksamen Beobachter offenbaren. Der Körper dehnt und beugt sich mit meinem Willen und manchmal gegen ihn und trägt mich an einen unerschöpflichen Ort. Am Ende wird er fast ganz verschwinden und nur Fragmente zurücklassen. Aber ich weigere mich, ihn mit Tätowierungen zu schmücken, denn im Sinne eines Katasteramts gehört er mir nicht.

Dieser Körper hat eine Fülle von Erfahrungen gemacht, von denen einige nur ihm gehören, andere teilt er großzügig mit mir. Er trägt Spuren von Verletzungen, Entzündungen und eine kreuzförmige Narbe, die nach der Entfernung eines Muttermals in meinem achtzehnten Lebensjahr zurückgeblieben ist. Durch all diese Erfahrungen hindurch wusste er immer, wie man heilt.

Die Pubertät verlief für mich anders als für die anderen Jungen, die die ersten Geschlechtsmerkmale an ihrem Körper entdeckten und die Schale der Kindheit durchbrachen, um in die Welt der Sinne einzutauchen. Als die Kindheit verblasste, hatten sich meine Sinne noch nicht vollständig in die eines Erwachsenen verwandelt, aber das Wesentliche war mir bereits in meiner Kindheit begegnet – eine fast geschlechtslose Sexualität.

Ich wartete auf die Zeichen der Pubertät, bereit und doch voller Schmerz. Die innere Unruhe hörte abrupt auf, als mein Körper begann, sich zu verändern, und meine Stimme eine langsame Verwandlung durchmachte, bis sie schließlich eine andere wurde – eine augenblickliche Veränderung, eine Kinderstimme, die innerhalb eines Tages zur Stimme eines erwachsenen Mannes reifte. Eine tiefe, gemäßigte Stimme.

Und so wurde ich eines Tages der Geborgenheit meiner Eltern entrissen – erst meine Seele, dann mein Körper. Nichts hatte mich auf das Kommende vorbereitet. Meine Mutter beobachtete das Geschehen mit dem Schweigen einer Frau, die Beweise verbirgt, vielleicht um sich selbst davon zu überzeugen, dass der Verwesungsprozess noch nicht begonnen hatte. Erst später, als es nicht mehr zu leugnen war und alle Anzeichen sichtbar wurden, rebellierte etwas in ihr.

Eines Morgens versuchte sie, mich in unserer Familienwohnung von einem Zimmer ins andere zu verlegen. Ich wollte mein Zimmer nicht verlassen, vielleicht weil es das einzige mit fünf statt vier Wänden war, und ich wehrte mich. Der Kampf endete damit, dass ich mich, in ein Bettlaken geschlungen, erfolgreich weigerte, mein Heiligtum aufzugeben. Meine Mutter zog sich mit einem unsicher triumphierenden Lächeln zurück, und erst nachdem ich die Tür geschlossen hatte, hörte ich, wie sie sich mit zögerlichen Schritten entfernte.

Ein neues Kapitel begann, als ich mich allein in die Nachbarschaft vorwagte. Ich verbrachte ganze Tage in der Schulbibliothek und vertiefte mich in Bücher über Mutation, natürliche Auslese, Stammbäume, die Evolution des Sozial- und Sexualverhaltens. Ich las vom Urknall, von Galaxien, die sich ausbreiten „wie Sesamkörner auf einem Teig im Ofen“, von der Ursuppe und von Luca, dem Urvater, dem letzten gemeinsamen Vorfahren. Ich beschäftigte mich mit der Trennung von Mensch und Schimpanse, die vor sieben Millionen Jahren einen gemeinsamen Vorfahren gehabt hatten, und erforschte verschiedene Arten von Menschen, die zur gleichen Zeit lebten, vergleichbar den Ästen an einem Baum. Sie waren kleiner als wir, liefen auf zwei Beinen. Sie kletterten auf Bäume, krümmten ihre Fersen in einem Winkel von fünfzig Grad zum Stamm und hinterließen Spuren in Form von Artefakten aus Elfenbein, Stein und Knochen. Sie verfolgten ihre Beute tagelang, bis zur Erschöpfung.

Ich vertiefte mich in diese Bücher, mein dürrer Körper bewegte sich im Rhythmus meiner Handgelenke, mein Adamsapfel ragte im Versuch einer männlichen Geste verzweifelt hervor.

Ich schloss die Tür ab und schuf mir mein privates Pentagon – einen Zufluchtsort. Als Erwachsener fällt es mir manchmal schwer, mich an die Momente zu erinnern, in denen ich so klein war, praktisch auf dem Boden lag und dennoch das Gefühl hatte, dass mir die Welt eines Tages zu Füßen liegen würde, bereit, von mir erobert zu werden. Es gab keinen verlockenderen Ort als das Bett der Jugend, in dem noch kein Verlangen in meinem Körper erwacht war. Aber mein Körper bereitete sich auf etwas Unbekanntes vor.

In den Büchern, die ich las, häuften sich die Beweise – Fossilien, Gliedmaßenfragmente, zerschmetterte Schädel. 1974 wurde in Khadar im Norden Äthiopiens Lucy entdeckt, der berühmte Australopithecus afarensis. Lucy ging vor drei Millionen Jahren aufrecht, halb Schimpanse, halb Mensch. Je mehr ich las, desto näher kam ich ihr. Die Äthiopier nannten Lucy „Dink'inesh“, was so viel bedeutet wie „Du bist großartig“. Darwin brachte den aufrechten Gang mit einem vergrößerten Gehirnvolumen in Verbindung und vermutete, dass dadurch die vorderen Gliedmaßen für die Herstellung von Werkzeugen frei würden. Lucys Entdeckung stellte diese Theorie infrage und deutete darauf hin, dass der Homo erectus nicht der erste aufrecht gehende Mensch war.

Aber das war nur ein Vorspiel für den entscheidenden Zusammenhang zwischen dem aufrechten Gang und den Qualen der Geburt. Veränderungen im Becken verengten den Geburtskanal und stellten die Menschen vor eine grausame Wahl: eine schwierige Geburt, die die Mutter in Gefahr brachte, oder ein schwaches, hilfloses Baby, das am Ende des neunten Monats geboren wurde. Ein Artikel, den ich las, nannte dies die „Narben der menschlichen Evolution“.

Ich erinnerte mich an den Bibelvers aus der Genesis, der den aufrechten Gang mit einer schmerzhaften Geburt in Verbindung bringt: „Und Gott, der Herr, sprach zu der Schlange: ‚Weil du das getan hast, bist du verflucht über alles Vieh und über alle Tiere des Feldes; auf deinem Bauche sollst du gehen und Staub fressen dein Leben lang.‘ […] Zum Weibe sprach er: ‚Ich will deine Mühsal und deine Geburten vermehren; mit Mühsal sollst du Kinder gebären.‘“

Ich dachte an meine eigene Geburt – eine Geburt in Beckenendlage, schwach und hilflos. Aber meine Mutter und ich überlebten, standen auf und gingen unserer Wege.

Seitdem beäugen die Menschen meinen Körper, neugierig oder unschuldig, umkreisen ihn, manchmal wollen sie etwas von ihm. Manchmal halte ich es für blanken Wahnsinn, diesen Körper durch alle Länder zu bewegen – es wäre besser, still in einem Raum zu bleiben. Aber der Körper sehnt sich danach zu handeln, in die Welt hinauszugehen. Die Zeit saugt ihn auf, hinterlässt Spuren, bis er den Weg allen Fleisches geht.

Ich versuche, meinen Körper zu schonen, aber ich verdamme ihn dazu, stundenlang auf einem Stuhl zu sitzen, obwohl er das nicht mag. Ich steige Treppen, erklimme Berge, fahre Abhänge hinunter und füttere ihn mit dem, was er mag und was er nicht mag. Manchmal, wenn ich ihm unerfüllbare Wünsche vorenthalte, verweigert er mir im Gegenzug die Befriedigung. Eines Tages wird er das Licht ausmachen, und seine Erinnerung wird seine eigene ewiggestrige Welt sein.

Sechster Spaziergang: Schriftsteller-Refugien

Wenn ich an der Station „Unter den Linden“ aus der U5 steige, liegt die Museumsinsel vor mir. Sie erstrahlt in ihrer ganzen Pracht und erweckt ein Gefühl von dem, was man in meiner Kindheit in Tel Aviv in den Achtziger- und Neunzigerjahren mit einem Hauch von Ironie und Nostalgie das „klassische Europa“ nannte. Ob in der Stille der Winternächte, in der glühenden Hitze des Sommers oder der bezaubernden Abenddämmerung, das Hervortreten aus der Station „Unter den Linden“ hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt wie ein Moment im Zwielicht. Die Atmosphäre ist majestätisch und ruft Erinnerungen an den Glanz der alten europäischen Hauptstädte wach. Entlang der Spree befinden sich malerische Brücken, skulpturale Gärten, Theater und Museen, und über alldem erhebt sich der Berliner Dom, dessen Turmspitze in den weiten Himmel ragt.

Jeder Immigrant kennt die tiefgreifenden Folgen von Dislokation. Als Touristen erleben wir eine große Zerstreuung, aber ihr Einfluss ist flüchtig. Als Migrant bleibt unser Zentrum an unserem Wohnsitz verankert, und unsere Seele schwingt wie ein Pendel zwischen zwei scheinbar verschiedenen Orten hin und her. Dieses Vertigo plagt viele Reisende und verursacht selbst auf den schönsten Reisen Unbehagen. Verlassen wir einen Ort, um uns, wenn auch nur vorübergehend, an einem anderen niederzulassen, werden wir von dieser Last befreit. Unsere Füße finden Halt auf einem einzigen Boden, und abgesehen von flüchtigen Momenten des Heimwehs durchströmt uns eine Leichtigkeit, die es unseren Sinnen erlaubt, die Welt mit der Frische eines Kindes neu zu entdecken. Jeder Duft weckt Erinnerungen oder Sehnsüchte, jedes Geräusch wird zu einer Kraft, die uns antreibt, aufhält oder zum Nachdenken anregt. In diesen Momenten, bevor wir die Augen öffnen und die Reise fortsetzen, erleben wir einen kurzen Moment reinen Glücks.

Vor einiger Zeit habe ich einen Monat in der pittoresken Stadt Manosque in Südfrankreich verbracht und dort direkt unter einem Glockenturm gewohnt. Das Läuten der Glocken um sieben Uhr morgens – für Schriftsteller zweifellos eine zu frühe Stunde – hallte den Tag über nach, vermischte sich mit meiner Arbeit und verdrängte den vertrauten Ruf des Muezzins aus Jaffa, meiner fernen Heimat. Spät in der Nacht, wenn der Turm erleuchtet und von Stille umgeben war, dachte ich über die Verflechtung meiner Erzählung mit dem rhythmischen Läuten des Turms nach.

Barbaras melancholisches Lied „C'est le glas pour nos amours“ erfüllte das Wohnzimmer unseres Hauses. Die antike, mit aristokratischem Charme eingerichtete Wohnung war mit einem langen Holztisch, einem Eckfernseher und einem leicht abgenutzten vergoldeten Spiegel ausgestattet. Manosque, bekannt für den Schriftsteller Jean Giono und die Schönheitsprodukte von L'Occitane, veranstaltete das Festival „Correspondances“ in Verbindung mit einer Schriftstellerresidenz – eine doppelte Erfahrung: Literaturbetrieb und einsames Schaffen intra muros, im Schlafanzug vor dem Laptop-Bildschirm.

Ein Literaturfestival, diese süße Illusion, verstärkt das Gefühl eines Autors, dass sein Buch das einzige in der Welt ist. In Manosque hatte mein letzter Roman sogar einen Platz im Schaufenster einer Boutique gefunden, zwischen zwei schicken Lederstiefeln.

Diese Schriftstellerresidenz, mein eigentümlicher Zufluchtsort, verkörperte das Paradoxon des Reisens und des Bleibens. An einem verregneten Morgen, an dem ich versuchte zu schreiben, hielt eine Touristengruppe vor meinem Fenster. Der Fremdenführer erzählte lebhaft Geschichten über das alte Adelsschloss und berichtete davon, wie Jahrhunderte zuvor eine Prinzessin (in unserem Schlafzimmer!) einen drastischen Schritt tat – sie zündete sich selbst an, um der Hochzeit mit einem Mann zu entgehen, den sie nicht liebte. Dann bemerkte der Reiseführer: „Heute ist es eine Schriftstellerresidenz. Und gerade jetzt sitzt dort ein israelischer Schriftsteller und schreibt!“ „Ho ho ho“, wiederholte die Gruppe erstaunt. Ich schaltete den Computer aus und versank in düstere Gedanken.

Während dieser Zeit arbeitete ich an einem Kapitel meines Romans, in dem Adela und Rafael, ein jüdisches Paar aus Damaskus (beide von meinen Großeltern inspiriert), in den Vierzigerjahren eine Dreiecksbeziehung mit Leila, einer Palästinenserin aus Jaffa, eingehen. Diese Liebe verstößt gegen die gesellschaftlichen Normen, gleichzeitig bewegt sie sich frei in einem geographischen Raum, in dem nur Einheimische vorkommen.

In einer Zeit, die von wachsendem Nationalismus und der drohenden Ungewissheit des Zweiten Weltkriegs überschattet ist, bleiben sich ihre drei Herzen treu. Als 1948 die Grenzen geschlossen werden, überdauert ihre Liebe die Entfernung, die seltenen Treffen und den Altersunterschied.

Hier eine Passage, die ich am Morgen nach einer guten Nacht in Manosque geschrieben habe: „Am nächsten Tag aß sie mit Rafael und Adela in einem der Restaurants mit Blick auf die Berge. Nach dem Essen luden sie sie auf ihr Zimmer ein. […] Diese lange Nacht nährte Rafael eine ganze Woche lang. Immer wieder dachte er an die langen Stunden, die sie zu dritt in liebender Umarmung verbracht hatten. Er freute sich auf das nächste Wiedersehen, aber er zählte nicht die Tage. Es war nicht die Vorfreude eines Verliebten, sondern ein vages, verzerrtes Zeitgefühl, als existierten sie zu dritt in einer Zeit und einem Raum, die unterschiedlich bemessen wurden. Die Vorfreude auf die Erfüllung seiner Leidenschaft erfüllte ihn mit Freude, aber auch mit ständiger Nervosität, und sein Geist, den er früher so gut beherrscht hatte, war die meiste Zeit unruhig. Wie ein Pendel schwang seine Stimmung hin und her: Glück, abgestumpfte Sinne, Unruhe. Und vor allem – Verlangen.“

Zwei Tage später bereitete ich mich auf eine Veranstaltung an der Manosque International School vor, zu der ich eingeladen worden war, um dort vor Schülern zu sprechen. Kurz bevor ich abgeholt wurde, schnitt ich mich beim Rasieren, obwohl ich mir zuvor geschworen hatte, mich niemals vor solchen Anlässen zu rasieren.

Die Veranstaltung fand in der Schulbibliothek statt, und an der Tür hing ein Poster mit meinem Gesicht. Auf die Fragen des Gastgebers antwortete ich, dass ich in meinen Texten versuche, Dinge zu enthüllen, die normalerweise verborgen bleiben. Ich versuche, das intime Leben meiner Figuren zu enthüllen, die Geheimnisse und Lügen scheinbar normaler Menschen einzufangen und das Leben Verstorbener zu verewigen, damit die Fragmente ihrer Existenz noch ein wenig weiterleben können.

Irgendwann stellte ich dem Publikum die Frage, ob unter den Schülern der Manosque International School jemand Schriftsteller werden wolle. Stille. Dann erzählte ich eine Geschichte aus dem Tagebuch des Schriftstellers Albert Cohen. Sie handelt von einer Begegnung bei einer Lesung in der Schweiz, als eine Dame, die Cohen als mit Diamanten geschmückt und grotesk beschreibt, auf ihn zukam. Sie rief: „Sie schaffen aus Freude, nicht wahr, Meister?“ Cohen antwortete freimütig: „Um ehrlich zu sein, ist es eher der Drang zu kotzen.“ Ein Lachen ging durch die Runde. In einem geflüsterten Geständnis teilte ich mit, dass ich seit meiner eigenen Schulzeit eine leichte Angst vor Teenagern hege. Vielleicht, so dachte ich, als wir das Klassenzimmer verließen, war es an der Zeit, diese Angst loszulassen.

Das Wetter in Manosque änderte sich während meines einmonatigen Aufenthalts erheblich. Ich war am Ende des Sommers angekommen, am Ende einer Jahreszeit, während der ich in Tel Aviv mit den anderen die Bombardierungen und die Schrecken des Krieges ertragen hatte („Kriege finden nicht im Winter statt“, singt Si Heyman auf Hebräisch). Aber in Manosque war das Wetter schön, zumindest in den ersten Tagen. Bald aber regnete es wie aus Kübeln oder, wie die Franzosen sagen, wie aus Seilen. Auf Englisch hieß es: „It was raining cats and dogs.“ Nach einer kurzen Verschnaufpause kam die Sonne zurück. In den verbleibenden Wochen in Manosque besuchte ich das Schwimmbad der Stadt, machte Spaziergänge, und meistens saß ich unter dem Glockenturm und schrieb.

Am Ende des Monats nahm ich Abschied von Manosque, aber das Echo der Glocken hallt seitdem in geschriebenen Worten und zwischen den Mauern der Erinnerung nach.

„An einem Morgen, an dem ich versuchte zu schreiben, hielt eine Touristengruppe vor meinem Fenster“: Fassade in Manosque. Foto Mauritius

Siebter Spaziergang: Das Erbe von Victoria Ocampo

Ich dachte, ich würde in Buenos Aires viele Dinge entdecken, aber ihr Aussehen entzog sich meiner Vorstellungskraft. Es gibt Reiseziele, nach denen man sich sehnt, weil man ein lebhaftes Bild von ihnen vor Augen hat, aber Buenos Aires war für mich ein Sehnsuchtsort gewesen, ohne dass es dafür einen klaren Grund gegeben hätte. Anders als die Kokospalmen an den Stränden Brasiliens, die prächtigen Moscheen in Marokko oder die in die Berge Georgiens gehauenen Klöster, die ich bewunderte, aber erwartete. Ich hatte sie mir vorgestellt. Buenos Aires hingegen war einfach eine mir unbekannte Landschaft.

Natürlich hatte ich von den berühmten Tango-Clubs gehört, aber sie übten keine Anziehung auf mich aus. Um ehrlich zu sein, hielt ich den Tango für einen veralteten und künstlichen Hochzeitstanz. Ich ahnte nicht, dass ich in den von morgens

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Neue einsame Träumereien

bis abends geöffneten Clubs einige der nuanciertesten und ergreifendsten Ausdrucksformen der Liebe erleben würde, die es auf diesem fiebrigen Globus gibt.

In Buenos Aires begegnete mir etwas, das meine kühnsten Träume übertraf – ein Phänomen, das ich als „argentinisch-levantinisch“ bezeichnen würde oder, genauer gesagt, als rein levantinisch. Wenn man heute nach dem Levantinischen in seiner ursprünglichen Form sucht, blickt man in die Vergangenheit, in eine Welt, die es einmal gab, die aber im Verschwinden begriffen ist. Der levantinische Geist, der sich nicht um Grenzen schert, trägt Sprachen, Bräuche und Kulturen von Ort zu Ort wie der Wind, der die Blumen bestäubt. Obwohl die levantinische Kultur verblasst, besitzt sie eine prophetische Vitalität, die heute wieder zum Vorschein kommt. Ihre verstorbenen und lebenden Vertreter hauchen diesen Samen Leben ein und verbreiten sie weit und breit, um Trost und Hoffnung zu spenden.

Das levantinische Volk ist von Natur aus ein leidendes Volk oder, vielleicht besser gesagt, ein vertriebenes Volk. Wo Wasser ist, brauchen sie Land, und umgekehrt. Sie entscheiden sich freiwillig für das Exil und bleiben fast immer Fremde an den Orten, die sie bewohnen. Denn alle Orte sind ihre Orte. Per Definition werden sie nicht verstanden, aber untereinander erfahren sie ein schmerzhaftes Verständnis.

Victoria Ocampo, die argentinische „Levantinerin“, deren Welt ich in ihrem Haus in San Isidro, fünfundzwanzig Kilometer von Buenos Aires entfernt, kennen lernte, hätte sich wohl kaum als solche bezeichnet. Sie bezeichnete sich als „Frau von Welt“. Französisch war die Sprache, die sie zu lesen pflegte, und ihre ersten literarischen Werke hatte sie auf Französisch geschrieben, trotz des melodischen Spanisch, das ihre argentinische Mutter sprach. Diese Situation weist Parallelen zu meiner eigenen Großmutter Judith auf, die in Kairo geboren worden war und deren Muttersprache Französisch war.

Die französische Sprache und Kultur, gepaart mit häufigen Besuchen im fernen Frankreich, vermittelten ihr eine kosmopolitische Sehnsucht. Eine Sehnsucht, die in der Erde verwurzelt ist, aber über ihr schwebt, den Horizont im Blick – eine Sehnsucht, die verbindet, statt zu trennen, die assimiliert, statt zu isolieren. In all dieser Vielfalt drückt sich der levantinische Geist aus. Wenn das Levantinische eine eigentümliche und manchmal unbeholfene Verschmelzung von Ost und West ist, dann kann dieses unsichtbare levantinische Gewebe wie ein Netz über schlafende Körper gespannt werden, das sie vor Parasiten schützt und ihr Bild in eine milchige Membran hüllt, in der Phantasie und Realität miteinander verschmelzen.

Unsere Reise von Buenos Aires zu Victoria Ocampos Haus in San Isidro fand mit einem Regionalzug statt, an einem Tag mit strömendem Regen und einem Streik des öffentlichen Nahverkehrs. Als die Sommerdämmerung die südliche Hemisphäre einzuhüllen begann, drängten sich die „porteños“, die Einwohner von Buenos Aires, in die überfüllten Waggons. Der Zug fuhr langsam und hielt an Bahnhöfen, an denen nur wenige aus-, aber viele einstiegen, was die Fahrgäste zu verärgerten Rufen veranlasste.

Doch trotz brütender Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit strahlten die Gesichter im Zug eine spürbare Fröhlichkeit aus. Ungeachtet des Regens, des Streiks und des Gedränges entspannten sich Gespräche, Hände wurden gereicht, und neue Verbindungen wurden zwischen Fahrgästen geknüpft. Unsere kleine Gruppe, zu der auch Alfredo, ein argentinischer Freund und Professor für französische Literatur, und zwei Historiker aus Paraguay gehörten, wuchs mir während der Zwischenstopps ans Herz. Trotz aller Schwierigkeiten, so wusste ich, würden wir mit dem Ende des Regens am Haus von Victoria Ocampo ankommen. Auch wenn Victoria selbst uns dort nicht mehr begrüßen konnte – sie war schon lange verstorben –, ihr Bild blieb und begleitete unsere Reise.

„Weil ich nicht nahe herandurfte, hielt ich mein Handy über die Menge, um einen Blick auf die Mona Lisa zu ermöglichen.“ Foto Mauritius

Ich habe über ihre Geburt in eine aristokratische Familie im Jahr 1890 gelesen, deren Europareisen und Victorias rebellischen Geist, der sich gegen die patriarchalische Kultur ihrer Erziehung richtete. 1931 gründete sie die einflussreiche lateinamerikanische Zeitschrift „Sur“ (Süden) und prägte damit vier Jahrzehnte lang die argentinische Literatur. Borges lobte sie als einzigartige und herausragende Persönlichkeit in einer Gesellschaft, in der von allen Frauen das Gleiche erwartet wurde. „Sur“ wurde in den Jahren der politischen Unterdrückung zu einem Zufluchtsort für frei denkende Schriftsteller, zu einer Brücke zwischen Lateinamerika und Europa.

Victoria Ocampo besaß sowohl eine argentinische als auch eine kosmopolitische Identität. In Europa ausgebildet und fließend in Französisch und Englisch, verkörperte sie einen europäisch gebildeten Geist und investierte ihr Vermögen in die literarische, philanthropische und persönliche Förderung der Literatur in Argentinien und Südamerika. Sie unterhielt Beziehungen zu Persönlichkeiten wie Le Corbusier und Coco Chanel und stellte nach ihrer Rückkehr nach Buenos Aires gesellschaftliche Normen infrage. Ihre Bibliothek umfasste mehr als 10.000 Bücher, darunter Werke von Virginia Woolf, Rabindranath Tagore und Paul Valéry. Ocampos große weiße Brille, ihr Markenzeichen, erlebte in der Bohème von Buenos Aires eine Renaissance.

Unser Rundgang führte uns durch die Räume von Ocampos Haus, wo wir von ihrer Begegnung mit Strawinskys „Sacre du Printemps“ im Alter von dreiundzwanzig Jahren erfuhren. Während das Publikum in Buenos Aires aus Protest die Vorstellung verließ, erkannte Ocampo die Größe des Werks. Der Fremdenführer erzählte Anekdoten über Ocampos außergewöhnlichen Charakter, ihr Studium an der Sorbonne im Alter von zwanzig und ihren Trotz gegenüber den Erwartungen der Gesellschaft, als sie nach Buenos Aires zurückkehrte.

Die Wände eines Zimmers waren mit Bildern literarischer Berühmtheiten geschmückt. In der Bibliothek, einer Fundgrube des Wissens, stand Ocampos ikonische Brille auf einem Regal. Selbst im Badezimmer, das ich nur zögernd betreten wollte, gab es Hinweise auf ihre kokette Persönlichkeit.

Als wir das Haus verließen, überreichte uns unser Gastgeber ein Exemplar von Victoria Ocampos Buch „Das grüne Paradies“, das 1944 in französischer Sprache erschienen war. Außerdem schenkte er uns eine Sonderausgabe der Zeitschrift „Sur“ von 1958, die Israel gewidmet war und ein Vorwort von Borges sowie Beiträge verschiedener israelischer Schriftsteller enthielt.

Während der ruhigen und angenehmen Zugfahrt zurück nach Buenos Aires fand jedes Mitglied unserer Delegation einen Moment der Besinnung. Ich las weiter in Victoria Ocampos schlankem exquisiten Buch. Irgendwann hob ich wegen eines beunruhigenden Geräusches den Kopf und erblickte einen Mann in Kochschürze, der einen Brotwagen schob, umgeben von köstlichem Duft, und seine Waren besang.

Wenn man darüber nachdenkt, sind die wirklich großartigen Metropolen immer diejenigen, die inmitten des Trubels versteckte Rückzugsorte bieten. Es sind Städte, in denen man in der Menge völlig anonym sein kann. Denn ein Ort, an dem völlige Anonymität unmöglich ist, kann nicht wirklich als Metropole bezeichnet werden. Nur in Metropolen kann man ein Fremder sein, umgeben von Menschen, die man nicht kennt und nie kennen wird. Paradoxerweise wird die Anonymität zur Quelle der Wärme, die sich in einem ausbreitet, während man sich an einem solchen Ort aufhält. Sie wirkt wie ein Schutzschild. Hier mischt sich niemand ein, niemand dringt zu tief in die eigene Identität ein. Für einen Touristen, vor allem für einen, der die Landessprache nicht beherrscht, so wie ich in Argentinien, intensiviert sich diese Situation noch, weil die Verständigung schwierig ist. Selbst wenn man angesprochen wird, bleiben die Antworten unsicher. Codes sind nicht zu entziffern, und man hat das Gefühl, nicht dazuzugehören.

Kaum hat man den Winter im Herzen der Alten Welt hinter sich gelassen, schlägt das Ende des Sommers mit voller Wucht zu, wie eine flackernde Kerzenflamme vor dem Erlöschen. Die Herbstwinde flüstern, gefolgt von einem letzten verzweifelten Schrei. Trotz der weit verbreiteten Klagen über die prekäre wirtschaftliche Lage Argentiniens herrscht ähnlich wie in Israel in den Cafés reges Treiben. Im Gegensatz dazu sind viele Bekleidungsgeschäfte fast leer, und die Preise sowohl für Kleidung als auch für Restaurants sind für israelische oder europäische Touristen erstaunlich erschwinglich.

Für den Peso, die Landeswährung, gibt es zwei Kurse: den offiziellen repräsentativen und den inoffiziellen schwarzen. In geräumigen Büros sitzen Menschen vor Tischen, auf denen sich Banknoten stapeln, und tauschen auf verschiedene Weise Geld um. Mit Banknoten, auf denen das Konterfei von Evita Perón prangt, nehmen die Menschen an einem Schauspiel teil, bei dem die Wechselkurse wie Engel auf der Himmelswaage schwanken. Es ist alles nur eine Vorstellung, ein Akt der Illusion.

Achter Spaziergang: Nimm uns mit zur Mona Lisa, Onkel Moshe!

Per Videoanruf grüßte mich meine Familie: meine Geschwister und mein Schwager sowie meine sieben Nichten und Neffen. Sie waren über ganz Israel verstreut, und sie alle suchten Zuflucht vor den Sirenen des Luftalarms. Es war kurz nach dem 7. Oktober.

Als sie auf ihre Bildschirme blickten, sahen sie hohe Säulen und eine prächtig verzierte Decke, die den Hintergrund meines Videos bildeten. Die Kinderaugen weiteten sich beim Anblick der Statuen und all der Menschen, die sich um mich drängten, sich angeregt unterhielten oder mit ihren Handys etwas fotografierten.

Die älteste Nichte, deren Neugier geweckt war, fragte schließlich: „Onkel Moshe, wo bist du?“

„Ich bin in Paris“, antwortete ich, fast ungläubig angesichts des Missverhältnisses.

„Paris?“, mischte sich ein anderer Neffe mit runder Brille und lockigem Haar ein: „Aber du wohnst doch in Berlin?“

„Ja, ich wohne in Berlin“, versicherte ich ihm, „aber ich bin in Paris. Um ehrlich zu sein, weiß ich nicht ganz genau, was ich hier mache …“

Meine letzten Worte hingen in der Luft, und ich war mir nicht sicher, ob sie bei den Kindern angekommen waren. Trotz des geschäftigen Treibens um mich herum konzentrierte ich mich ganz auf meine Familie und dachte nicht daran, dass dies vielleicht nicht der beste Ort oder die beste Zeit für unser Gespräch war.

Meine Eltern saßen in ihrer Wohnung in Tel Aviv, dem Zuhause meiner Kindheit, beobachteten die kleinen Gesichter auf dem Bildschirm und fragten sich zweifellos, wann sie uns alle im wirklichen Leben einmal wiedersehen würden.

Aber die Kinder interessierten sich nicht für die Umstände. Ihre Neugier war unbändig, und sie stellten Fragen, wie sie nur von Kindern gestellt werden. Sie wollten genau wissen, wo ich war, und zogen die Stirn in Falten, während sie versuchten, sich einen Reim auf die surreale Umgebung zu machen. Der Ort, der sich vor ihnen auftat, bot einen Wirbelsturm aus Aktivitäten, der einerseits an ein geschäftiges Handelszentrum und andererseits an einen Palast aus einem Märchen erinnerte.

Am Ende fragte einer meiner Neffen, der während eines Sommerurlaubs in Thailand kurz mit blonden Haaren experimentiert hatte, um dann zu Beginn des Schuljahres wieder zu seiner gewohnten braunen Haarfarbe zurückzukehren: „Bist du in einem Museum, Onkel Moshe?“

„Ich bin nicht in irgendeinem Museum“, antwortete ich, „ich bin im Louvre.“

Vor unserem Rückflug nach Berlin hatten mein Partner und ich noch ein paar Stunden Zeit in Paris gehabt, und wir beschlossen, in der ewigen Kunst des Louvre Trost zu suchen. Das Museum war allerdings noch viel überfüllter als üblich, sodass es fast unmöglich war, die weltberühmten Meisterwerke angemessen zu würdigen.

Die Kinder strahlten zufrieden, als ich den Louvre nannte. Für einen kurzen Moment vergaßen sie die Merkwürdigkeit der Situation und freuten sich, dass ihr Onkel aus einem der berühmtesten Museen der Welt zu ihnen sprach, einem Ort, von dessen Besuchern erwartet wird, dass sie auf Zehenspitzen gehen, und an dem jeder Verstoß gegen die Regeln von den Wächtern mit strengen Blicken und Ermahnungen geahndet wird.

Der Ernst der Lage in Israel lastete schwer auf uns, aber wir beschlossen, ihn während unseres Videoanrufs nicht direkt anzusprechen. Stattdessen durchdrang er jeden unausgesprochenen Austausch, lauerte hinter unserem Lächeln. Wir sprachen nicht über die Schrecken der Kindesentführungen, die Gräuel der Massaker, das Niederbrennen der Kibbuzim, die Raketenangriffe. Wir sprachen nicht über die Stunden, die meine Familie im Luftschutzkeller verbrachte, über das Dröhnen der Sirenen, über die unheimliche Stille nach dem Einschlag der Raketen, über die ständige Angst vor neuen Gewalttaten und über das Anlegen von Lebensmittelvorräten.

Irgendwann schlug meine kleine Nichte, eine vor nichts zurückschreckende Kletterin, eine unerwartete Abwechslung vor: „Nimm uns mit zur Mona Lisa, Onkel Moshe!“

„Die Mona Lisa?“, rief ich erstaunt aus: „Ich konnte selbst kaum einen Blick darauf erhaschen. Der Raum ist so überfüllt mit Besuchern, dass man kaum in ihre Nähe kommt, und die Wächter achten streng auf die Einhaltung der Ordnung.“

Aber wenn Kinder ein bestimmtes Ziel vor Augen haben, kann sie nicht einmal der Teufel davon abhalten. „Die Mona Lisa“, beharrten sie, „Onkel Moshe, zeig uns die Mona Lisa!“

Was blieb mir anderes übrig? Ich schlängelte mich durch den überfüllten Louvre und wagte mich in den Raum, in dem die Mona Lisa hängt. Weil ich nicht nahe herandurfte, hielt ich mein Handy hoch über die Menge, um meinen Neffen und Nichten einen Blick auf das ikonische Meisterwerk zu ermöglichen. Schließlich war es meine unausgesprochene Pflicht als Onkel, ihren Befehlen zu gehorchen.

Nachdem ihr Wunsch in Erfüllung gegangen war, herrschte in unserem Videogespräch betretenes Schweigen. Wir verabschiedeten uns mit virtuellen Küssen, und nach und nach verschwanden die Gesichter meiner Familie von meinem Bildschirm. Ich verließ die belebte Galerie abseits der Touristenströme und machte einen Vorstoß in Richtung des überlebensgroßen Gemäldes „Das Floß der Medusa“ von Théodore Géricault, das die Folgen des Untergangs der französischen Fregatte Méduse vor der Küste Mauretaniens im Juli 1816 zeigt. Mindestens 147 Menschen wurden damals auf einem behelfsmäßigen Floß ausgesetzt, es kam zu Kannibalismus unter den Schiffbrüchigen, nur fünfzehn von ihnen überlebten, nachdem sie wegen der ausgesprochenen Inkompetenz des Kapitäns fast verhungert wären.

Später am Abend, bei dem Versuch, einzuschlafen, dachte ich an den Videoanruf meiner Familie. Meine Gedanken wanderten zu einer fernen Erinnerung: der Geburt meiner ältesten Nichte in Tel Aviv vor etwa fünfzehn Jahren.

„Der letzte Schrei meiner Schwester hallte um 4.50 Uhr morgens durch die Wände des Krankenhauses“, hatte ich an diesem Tag in mein Tagebuch geschrieben. „Nach diesem Schrei durchdrangen neue Schreie die Luft, die Schreie eines Neugeborenen, eines kleinen Mädchens, meiner ersten Nichte. Eine halbe Stunde lang hörte ich den Schreien meiner Schwester zu, deren Stimme nun von dem neuen Leben, das sie auf die Welt gebracht hatte, überlagert wurde. Als ich das Zimmer meiner Schwester betrat, fiel das erste Licht der Morgendämmerung durch das Fenster und warf einen sanften Schimmer auf die zarte, violette Haut des Babys. Es lag in den Armen meiner Schwester, eingewickelt in die weiche Krankenhausdecke, und seine winzigen Beinchen ragten heraus. Mit dem Mund hatte es bereits begonnen, Nahrung einzusaugen. Ich legte meiner Schwester die Hand auf die Schulter, wie wir es als Kinder getan hatten, wenn wir uns versöhnten, nachdem wir einander mit den Köpfen gegen die Wand geschlagen hatten, übersät von tiefen Schnitten im Fleisch, oder nachdem ich mit meiner Zunge das rote Blut von meiner Haut geleckt und dann die weiße Fahne der Kapitulation, des Waffenstillstands geschwenkt hatte. Jetzt ist alles vorbei.“

Moshe Sakal, geboren 1976 in Tel Aviv, wohnte lange in Paris und lebt seit 2019 in Berlin. Er hat bisher sechs Romane auf Hebräisch veröffentlicht.

Der Autor dankt Mareen Bruns für ihre wertvolle Assistenz. Der Beschwerdebrief über das Café im London Park beruht auf dem 2008 erschienenen Buch „Women on the Margins – Gender and Nationalism in Mandate Tel Aviv“ von Deborah S. Bernstein.

Retrospektive: „The 355“

Spionieren im Team

Wenn eine Schauspielerin in einer Festivaljury sitzt, hat das Folgen: in diesem Fall einen Agententhriller.

Wieder im Einsatz: Lupita Nyong’o als IT-Expertin Foto Picture Alliance

Manchmal ist der Film, über den ein ganzes Festival redet, einer, der noch gar nicht gedreht wurde. So war das 2018 in Cannes, als Jessica Chastain gemeinsam mit Penélope Cruz, Marion Cotillard, Fan Bingbing und Lupita Nyong’o (seit dieser Woche Jurypräsidentin in Berlin) zur Präsentation ihres Filmprojekts „355“ ins Luxushotel Majestic lud. Im Raum standen mehr als 300 internationale Filmeinkäufer – die Presse war nicht zugelassen, was die Gerüchteküche nur noch mehr anheizte (eine US-Journalistin, die sich eingeschlichen hatte, wurde umgehend nach draußen befördert).

Auch wenn zu den großen Festivals in Cannes, Venedig oder Berlin immer der Filmmarkt gehört, auf dem Produzenten die internationalen Ausspielungsrechte an ihren neuesten Projekten verhandeln, ist es äußerst ungewöhnlich, dass die Hauptdarstellerinnen zum Pitch anreisen. Hier lag der Fall anders, da die amerikanische Schauspielerin Chastain selbst an der Produktion beteiligt war. 2017 hatte sie sich als Mitglied der Wettbewerbsjury in Cannes enttäuscht von den fehlenden interessanten Hauptrollen für Frauen gezeigt und beschlossen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Als Regisseur holte sie Simon Kinberg an Bord, mit dem sie bereits für die Comicverfilmung „X-Men: Dark Phoenix“ zusammengearbeitet hatte. Ihre Mitstreiterinnen sammelte sie ähnlich ein, wie es später auch ihre Figur im Film tut. Da erklärt Chastain als amerikanische Geheimagentin ihren vier zukünftigen Komplizinnen: Wenn man etwas erreichen will, muss man zusammenarbeiten. Was für den Spionagethriller gilt, lässt sich auch auf den Filmmarkt anwenden: Wer in den etablierten Institutionen keine Unterstützung erhält, muss sich sein Team selbst zusammensuchen.

Chastains Mut zahlte sich aus. Noch in Cannes kaufte Universal die Rechte für den US-Markt für rund 20 Millionen Dollar, das restliche Geld, das noch im Budget für die Produktion fehlte, füllte man mit anderen internationalen Käufern auf, darunter auch aus China, immerhin hatte Chastain sich vorausschauend ihre ehemalige Jurykollegin Fan Bingbing dazugeholt, die in ihrer Heimat ein Filmstar ist. Cotillard hingegen verließ das Team bis zum Drehstart aus persönlichen Gründen, stattdessen heuerte Diane Kruger an.

Sie spielt eine deutsche Agentin, die wie ihre internationale Konkurrenz hinter einem Gerät her ist, mit dem sich weltweit jede Software manipulieren lässt. Sollte es Terroristen in die Hände fallen, könnten diese innerhalb kürzester Zeit vom Aktienmarktcrash bis zum Flugzeugabsturz allerlei Unheil anrichten. Natürlich will jede Regierung die Technik für sich haben. Und selbstverständlich, wir sind hier ja in einem Spionagethriller, lassen sich in jedem Geheimdienst ein paar Kollegen von viel Geld auf Abwege locken. Sodass die Agentinnen irgendwann in einem Pariser Safehouse aufeinandertreffen und eben feststellen, dass ihre Kontakte sie verraten haben und nun nur das Zusammenarbeiten bleibt.

Dass die Idee zu diesem Film von den Schauspielerinnen kam, ist nicht zu übersehen. Jede der Frauen will zeigen, dass sie sowohl das Actiongenre beherrscht als auch emotionale Bandbreite mitbringt. So sträubt sich etwa Lupita Nyong’o als ehemalige britische Agentin zunächst, überhaupt wieder ins Geschäft einzusteigen – sie hat sich mittlerweile auf Cybersicherheit spezialisiert und in die Beratungstätigkeit zurückgezogen. Doch Chastain muss ihr nur vor Augen führen, was auf dem Spiel steht. Nyong’o gibt das technische Genie der Gruppe, schleicht sich in Überwachungsfeeds, sichert Fluchtrouten, vor allem verkörpert sie die Vernunft der Gruppe. Als sich Chastain und Kruger zu Beginn mit gezückten Pistolen gegenüberstehen und keine der anderen einen Millimeter weichen will, ist es Nyong’o, die sie an die gemeinsamen Feinde erinnert.

Nicht weniger bedacht geht sie mit den Menschen um, die sie liebt, denn Nyong’os Figur schleppt die Bürde des Privatlebens mit auf die Mission. Schauspielerisch zeigt sie hier ihr Können: Wenn der Freund abends anruft, ändert sich ihre Stimmlage, die Schultern fallen, alles an ihr wird weicher, lässt für einen kurzen Augenblick Entspannung zu, bevor sie zurück in die Person wechselt, die mit gezogener Waffe Mördern hinterherjagt und Zugangscodes knackt.

Ähnliche Gelegenheiten nutzen auch Penélope Cruz, als Polizeipsychologin die Zivilistin im Team, Jessica Chastain und Diane Kruger. Jede ihrer Figuren hat eine Vergangenheit, jede ein Leben außerhalb der Mission, eine Schwäche, die diese Schauspielerinnen zur Stärke auszubauen wissen. Es ist ein kluger Dreh, der Actionfilmen um männliche Helden oftmals fehlt (in der Bond-Reihe hat erst Daniel Craig den Spion das Lieben gelehrt). Dass die fünf auch in bodenlangen Abendkleidern kämpfen können oder in Highheels einen Lüftungsschacht entlangkriechen, versteht sich von selbst. MARIA WIESNER

Aus Franz wird Francis (Welket Bungue): Szene in der Neuverfilmung von Döblins „Berlin Alexanderplatz“, mit Jella Haase als Mieze Foto Picture Alliance

Das Recht, ein Recht auf Zugehörigkeit zu haben

Die Verzweiflung von Menschen ohne Pass als Herausforderung ans Völkerrecht: Mira L. Siegelberg erkundet mitteleuropäische Diskussionen über Staatenlosigkeit im zwanzigsten Jahrhundert.

Von Miloš Vec

Staatenlosigkeit ist ein Schicksal. Als 2020 „Berlin Alexanderplatz“ ein weiteres Mal verfilmt wurde, ist aus Franz Biberkopf – in Döblins Roman von 1929 ein Haftentlassener – „Francis“, ein staatenloser Flüchtling westafrikanischen Ursprungs geworden. Von Guinea-Bissau wird er in sein neues Berliner Leben gespült. Der Mann ohne Pass erfährt als Schwarzarbeiter auf einer Baustelle am Berliner Alexanderplatz ein nicht minder beklagenswertes Los, an dem auch er erst straucheln und schließlich scheitern wird. In einer Welt voller Recht und Rechte ist das Fehlen einer Staatsangehörigkeit eine kaum zu bewältigende Daseinslast: Die Strafe beginnt.

Die Geschichte der Staatenlosigkeit erzählt die mehrfach preisgekrönte Studie von Mira L. Siegelberg („Staatenlosigkeit“. Eine moderne Geschichte. Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff. Hamburger Edition, Hamburg 2023. 400 S., geb., 40,– €). Das Buch geht auf ihre in Harvard entstandene Dissertation zurück, die bereits 2020 auf Englisch erschien und auf viele begeisterte Leser und ausführliche Rezensionen stieß. Sie alle empfingen intellektuelle, aber auch moralische Inspiration durch die Komplexität der politischen, juristischen und historischen Fragestellungen. Staatenlosigkeit ist bis heute ein politisches Problem, juristisch zwar beschrieben und in einigen internationalen Verträgen normiert, praktisch aber mehr oder weniger ungelöst. Deutschsprachigen Lesern hat das Buch womöglich nochmals mehr zu sagen.

Denn die Geschichte, die Siegelberg erzählt, ist im Kern vielfach eine mitteleuropäische, habsburgisch-österreichische und deutsche Rechtsgeschichte, aber noch mehr eine Unrechtsgeschichte. „Wer keinem Staate als Bürger angehört, ist völkerrechtlich vogelfrei“, schrieb der Jurist Hans Kelsen 1932. Vogelfrei zu sein bedeutet in diesem Zusammenhang kein Recht, Rechte zu haben. Es geht um die Entrechtung von Menschen, denen man in einer auf Staatlichkeit und Staatsbürgerschaft fixierten Welt Zugehörigkeit abspricht. Ohne Pass dürfen sie weder frei reisen noch Arbeit annehmen, nirgends wählen, und schon ihre Wohnungssuche wird zu einem Albtraum. Könnte das internationale Recht dieses Leid wenn nicht beseitigen, so doch lindern?

Siegelbergs Ausgangspunkt ist eine relativ offene Welt des langen neunzehnten Jahrhunderts. Staatsbürgerschaft und Reisepässe spielten eine aus heutiger Sicht erstaunlich geringe Rolle. Sie markierten nur schwache Zugehörigkeit, Bürgerpflichten schienen manchen Zeitgenossen nur ein administratives Ärgernis. Migration soll kontrolliert werden, aber der Kapitalismus sehnt sich nach freier Fluktuation von Menschen und Kapital. Der Erste Weltkrieg änderte dies radikal, fixierte nationalstaatliche Grenzen samt exklusiver Zugehörigkeit und erzeugte weitere Probleme. Ausländer wurden zu „enemy aliens“ (feindlichen Ausländern oder Feindstaatenangehörigen), man internierte und enteignete sie, und Staatenlose wurden vielfach genauso behandelt; womöglich noch schlimmer, denn ihr Status ist juristisch nicht anerkannt. Aber auch schon vorher traf das Damoklesschwert der Staatenlosigkeit bestimmte Menschengruppen eher als andere. Beispielsweise hing die Staatsbürgerschaft von Frauen aufgrund des „Grundsatzes der Familieneinheit“ den nationalen Gesetzen von achtzig Ländern zufolge an der Staatsbürgerschaft ihrer Ehemänner. Sie konnten sie je nach Ehestand und Nationalität ihres Mannes wieder verlieren.

Die postimperiale Welt der Zwanzigerjahre schuf eine bis dato juristisch nicht gekannte, extrem nationalistische Landkarte. Die großen, multiethnischen Reiche lösten sich in Nationalstaaten auf. In ihnen gibt es Minderheiten, für die – den Vorgaben des Völkerbunds entsprechend – kollektive Rechte vorgesehen sind. Was aber ist mit den Menschen, die in diesen neu entstandenen Nationalstaaten aufgrund hässlicher Motive keinen Platz bekommen: Die jüdischen Minderheiten beispielsweise, die vertrieben werden? Die politischen Dissidenten, die nach Systemwechseln unerwünscht erscheinen? Besonders Russland und die Türkei tun sich mit massenhaften Ausbürgerungen hervor.

So entsteht nach 1920 eine riesige Gruppe weitgehend entrechteter, heimatloser Menschen. Siegelbergs Buch nähert sich den Diskussionen zu ihrem prekären Rechtsstatus über eine faszinierende Fülle von Primärquellen an. Die mittlerweile an der Universität Cambridge lehrende Historikerin verfolgt nicht nur gelehrte völkerrechtliche Diskurse, analysiert Gerichtsverfahren und zieht Manifeste und Broschüren internationaler Organisationen heran. Sie zitiert auch Romane, in denen staatenlose Menschen und ihr Schicksal im Zentrum stehen, etwa B. Travens „Das Totenschiff“ (1926). Besonders eindrücklich sind die verzweifelten Briefe von Menschen, die sich in der Zwischenkriegszeit an den Völkerbund wenden oder nach 1945 an die Vereinten Nationen schreiben. 1960 klagt eine Frau in einem Brief an den UN-Generalsekretär: „Ich möchte nicht als Apatride sterben. Was heißt es, ein Mensch zu sein, wenn nicht, das Recht auf eine Nationalität zu haben?“

Mehrere Generationen von Juristen und besonders Völkerrechtler beschäftigten sich mit dem Problem der Staatenlosigkeit und verfolgten dabei ganz verschiedene Ansätze. Siegelbergs Hauptanliegen ist, ihre Leser kritisch durch diese Positionen zu navigieren. Sie identifiziert Konjunkturen des optimistischen Internationalismus und Kosmopolitismus (sie bleiben kurz), kehrt immer wieder zu den massiven Beschwörungen staatlicher Souveränität zurück und macht die juristischen Lösungen plausibel, die so entstehen. Ob Siegelbergs analytische Kriterien dabei immer hilfreich sind, die verschiedenen rechtswissenschaftlichen Lager zu verstehen, scheint nicht ganz gesichert. Eindeutig zu ungenau ist hingegen ihr Zitierstil, da konkrete Rechtsnormen regelmäßig und Seitenbelege zu oft fehlen.

Der Völkerbund löst das Problem zunächst in innovativ-pragmatischer Weise: 1922 wird der sogenannte Nansen-Pass geschaffen. Er ist ein Dokument für staatenlose Menschen, das ihnen als Passersatz dient. Eine halbe Million Menschen bekommen ihn, darunter Marc Chagall, Vladimir Nabokov, Igor Strawinsky. Mit diesem Ausweis bleibt das Problem der Nichtzugehörigkeit zwar bestehen, aber einige Alltagsprobleme sind gemildert, auch wenn massive Unsicherheiten wie die Gefahr der willkürlichen Deportation bleiben und andere Rechtsverluste nicht hinterfragt werden. Eines der Hauptprobleme bleibt die selektive Privilegierung; der Nansen-Pass wird zunächst nur russischen, später auch armenischen Geflüchteten zugestanden. Andere Menschen, denen gleichfalls die Staatsbürgerschaft geraubt wurde, bleiben ohne Papiere.

Staatenlosigkeit ist so alt wie die Vertreibung Adams und Evas aus dem Garten Eden, behauptet der 1918 nach Paris geflüchtete russisch-jüdische Jurist Mark Vishniak in einer Vorlesung an der Haager Akademie für Völkerrecht: Das Phänomen reiche zurück bis zu den ersten menschlichen Erfahrungen mit Migration und Exil. Die massenhafte Staatenlosigkeit in den Dreißigerjahren begegnet neben schwachem politischen Willen auch Kapazitätsgrenzen, den Verzweifelten individuell zu helfen. „So stieß der Himmel der Rechtstheorie auf die Realität menschlicher Katastrophen in den Hauptstädten Wien, Prag und Budapest“, schreibt Siegelberg eindrücklich.

Von den Dreißigerjahren an lösen Faschismus, Rassenwahn und totaler Krieg neue Flüchtlingswellen und Entzug der Staatsbürgerschaft aus, nicht nur in Europa. Der Völkerbund scheut sich, die tatsächlichen politischen Ursachen zu benennen. Eine Haager Konferenz zur Staatenlosigkeit bleibt 1930 im Wesentlichen ohne Ergebnisse; Flüchtlingskonventionen und Konferenzen (Évian 1938) sollen die ärgsten humanitären Probleme reparieren – und scheitern bekanntermaßen doch tragisch. Das Vorrecht des Staates, Menschen einzubürgern und gegebenenfalls auch ausbürgern zu dürfen, scheint völkerrechtlich nicht illegitim. Für die insoweit schlimmsten Nazigesetze zur Ausbürgerung finden sich auch in anderen Staaten parallele rechtsdogmatische Konstruktionen mit der Folge der Ausbürgerung, was nach damaliger Leseweise die prinzipielle juristische Legitimität des NS-Staatsbürgerschaftsrecht insoweit beglaubigt.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wendet sich das Blatt. In das internationale Recht findet die neue Sprache der Menschenrechte Eingang. Schon vor der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 wird kreativ über Lösungen des Problems nachgedacht und dabei auf die zurückliegenden Unrechtserfahrungen Bezug genommen. Nicht von ungefähr sind daher erneut jüdische Gelehrte aus vielen Staaten die maßgeblichen Vordenker. Der englische Völkerrechtler Hersch Lauterpacht formuliert 1946 in einem Aufsatz den ikonischen Satz: „Das Individuum ist die ultimative Einheit allen Rechts“. Was sind alles Völkerrecht und alle staatliche Souveränität wert, wenn dessen Würde und Wohlergehen nicht durch sie geschützt werden können?

So kommt es 1954 und 1961 zu internationalen Übereinkommen über die Staatenlosigkeit, die den Ausklang von Siegelbergs Studie bilden. Man fürchtet nicht zuletzt auch die destabilisierende Wirkung der Geflüchteten und Staatenlosen: „Diese entwurzelten Massen bedeuten den Virus des Bürgerkriegs“, heißt es 1946 in einem französischen Memorandum zur Lösung des Staatenlosenproblems. Viel Raum widmet Siegelberg außerdem der politischen Theorie von Hannah Arendt, die sich für das Recht, Rechte zu haben, infolge eigener Unrechtserfahrungen und zeitgenössischer Beobachtung vehement einsetzt. Bei Siegelberg kommt ihre Theorie womöglich etwas zu schlecht weg, und auch über die Implementation der Konventionen in der langen Nachkriegszeit liest man wenig.

Zugleich gibt es eine Kontinuitätslinie: In der postkolonialen Welt beharren gerade die neu entstandenen Staaten auf ihrem souveränen Recht, das letzte Wort über Staatsbürgerschaft zu haben. Sie wollen sich in Bezug auf die Frage der Entziehung nicht vom internationalen Recht beschränken lassen. Freilich sind es nur wenige Staaten, die nach wie vor das Instrument der Entziehung der Staatsbürgerschaft als Sanktion behaupten. In den Vereinigten Staaten läutet der Supreme Court 1958 eine Trendwende ein und stellt aufgrund von Rechtsvergleichung fest, dass der Entzug von Staatsbürgerschaft global gesehen eine seltene Strafe geworden ist, die es nach amerikanischem Recht als verfassungswidrig zu verurteilen gilt, denn sie führe zur „völligen Zerstörung der Stellung der Person in der organisierten Gesellschaft“. Der Entzug der Staatsbürgerschaft, so ein amerikanischer Höchstrichter, sei „eine primitivere Strafe als die Folter“.

Vor genau zehn Jahren, 2014, veröffentlichten die Vereinten Nationen einen Aktionsplan zur „Beendigung von Staatenlosigkeit“. Siegelbergs Buch, in jenen Jahren recherchiert und niedergeschrieben, macht wenig Hoffnung auf prinzipielle Besserung. Allein in Deutschland sollen fast 30.000 anerkannt Staatenlose sowie 97.000 Menschen mit ungeklärter Staatsangehörigkeit leben. Zwar sehen wir heute strauchelnde und machtlose Staaten, in denen die Infrastruktur kollabiert. Aber die prinzipielle Prämisse, dass man eine staatliche Zugehörigkeit braucht, um elementare politische Rechte zu haben, und dass diese gegebenenfalls entzogen werden kann, hat sich trotz vieler völkerrechtlicher Bemühungen nicht geändert.

Es gibt derzeit circa fünfzehn Millionen Staatenlose weltweit und viele Millionen Vertriebene mehr, deren Traumata wir heute besser verstehen, und neue Herausforderungen der Destabilisierung. In der Welt der Superreichen hingegen lebt es sich, als gäbe es keine oder kaum Grenzen: sie suchen sich Wohnort und Steuersysteme beinahe nach Belieben aus und haben dank ihres Geldes auch erstaunlichen politischen Einfluss. Manche Staatsbürger besitzen demgegenüber in ihren autoritären Regimen weniger Rechte und Schutz als Nichtstaatsangehörige mit legalem Aufenthaltsrecht andernorts. Der Klimawandel schließlich mag ganze Staaten verschwinden lassen, man denke etwa an die flachen ozeanischen Inselgruppen und ihre Bewohner, die faktisch staatenlose Menschen in großer Zahl hervorbringen könnten, wenn der Wasserspiegel infolge der globalen Erwärmung steigt. 2024 war jenes Jahr, in dem die Vereinten Nationen ihr ursprüngliches Ziel der Beendigung von Staatenlosigkeit erreichen wollten. Jetzt hat es begonnen, und die Aussichten sind bleicher denn je: Statt dass die Staatenlosigkeit abnimmt oder gar verschwindet, nimmt sie zu.

Neue Sachlichkeit

Französisch-deutsche Vermittlungsarbeit

Gegen Anflüge des Zweifelns an Europa und der Tragkraft der deutsch-französischen Beziehungen gab es nichts Besseres, als Alfred Grosser zuzuhören. Als junger Franzose deutscher Herkunft hatte er gleich nach dem Krieg den Blick statt auf die Verheerung des Geschehenen schon fest in die Zukunft gerichtet. Sollte Deutschland wiedererstehen, so die Überzeugung des damals Zwanzigjährigen, dann nur als Teil eines größeren europäischen Ganzen mit westlicher Ausrichtung. Die schnelle Wiederaussöhnung und langsam aufgebaute Partnerschaft mit europäischer Perspektive war ein Hauptanliegen des Politikwissenschaftlers, Publizisten und Hochschullehrers, der nun in Paris gestorben ist.

Drei Todesmeldungen großer Franzosen sind innert vier Tagen aufeinandergefolgt. Gemeinsam ist den dreien, dass sie alle von anderswoher kamen. Der 1922 in Mainz geborene Eskimoforscher Jean Malaurie hatte die ethnographische Buchreihe „Terre Humaine“ beim Pariser Verlag Plon gegründet, deren zwei erste Bände 1955 sein eigenes Buch „Die letzten Könige von Thule“ und „Traurige Tropen“ von Claude Lévi-Strauss waren. Der 1928 in Paris als Sohn jüdischer Eltern aus Bessarabien geborene Jurist Robert Badinter verkörperte als Anwalt und ehemaliger Justizminister Mitterrands das moralische Gewissen seiner Landsleute. Der 1925 in Frankfurt am Main geborene und achtjährig mit seinen Eltern nach Frankreich gekommene jüdische Arztsohn Alfred Grosser war der einflussreichste französische Deutschlandvermittler nach dem Krieg. Drei Beispiele dafür, wie die 1940 über Vichy gestrauchelte Republik mit Weltblick über sich selbst hinauswuchs.

Vergesst hinter Auschwitz auch Dachau und Buchenwald nicht! – mahnte Grosser unermüdlich, denn dort habe ein anderes Deutschland, das des Widerstands, zu überleben versucht. Der Sieg der Alliierten sei ein Sieg über ein Regime, nicht über ein Volk gewesen. Kollektivschuld dürfe nicht mit Kollektivhaftung verwechselt werden. Mit dieser Überzeugung prägte er in seinen Publikationen und seinen Vorlesungen am Pariser Institut d’Etudes politiques (Sciences Po), das heute einen Lehrstuhl auf seinen Namen unterhält, mehrere Generationen französischer Politiker und Führungseliten. „Die Bonner Demokratie“ hieß 1958 sein erstes wichtiges Buch. Die Konsolidierung einer demokratischen Bundesrepublik begleitete der Politologe als wachsamer Beobachter.

Dabei interessierten ihn mehr die politischen und legislativen Prozesse als große Posen und Gesten – außer dort, wo sie notwendig waren, wie beim Kniefall Willy Brands im Warschauer Ghetto. De Gaulle und Adenauer Seite an Seite, die demonstrative Freundschaft zwischen Giscard d’Estaing und Helmut Schmidt, Kohl und Mitterrand Hand in Hand in Verdun – schön und gut, fand Alfred Grosser, doch hätte das mehr mit dem schon weit zurückliegenden Ersten Weltkrieg als mit der Gegenwart zu tun. Wichtig erschien ihm das, was seit 1950 mit der Montanunion von Frankreich und Deutschland aus als europäische Einigung auf der Grundlage von Kohle und Stahl anlief. Die dafür entscheidende Figur war in seinen Augen der französische Politiker und überzeugte Europäer Robert Schuman, der als Außenminister zwischen 1948 und 1953 zusammen mit Adenauer die Aussöhnung einleitete. Den heute als Markstein gefeierten Élysée-Vertrag von 1963 hingegen sah Grosser als eher sekundäres Ereignis: Er habe nur das Begonnene paraphiert und abgesehen vom Deutsch-Französischen Jugendwerk wenig Neues gebracht. Dem spätbekehrten und halbherzigen Europäer de Gaulle hat Alfred Grosser sich nie besonders nahe gefühlt.

Eine neue Phase der Vermittlungsarbeit begann für den Politologen mit dem Fall der Berliner Mauer und der deutschen Wiedervereinigung, die für ihn persönlich mit der Emeritierung zusammenfiel. Sie erlaubte einen freieren Ton über nationale Eigenheiten. „Wie anders sind die Deutschen?“ fragte er 2002 in einem Buch und „Wie anders ist Frankreich?“ in einem weiteren drei Jahre später. Statt locker hingetupfte Pointen und Anekdoten findet man aber auch da meistens fundierte Sachkenntnis und vielfältige Eigenerfahrung. Gleichzeitig drängte sich in jenen Wendejahren aber auch stärker die Frage historischer Kollektivverantwortung und Gedenkkultur überhaupt in den Vordergrund. Das Buch „Verbrechen und Erinnerung“ ging 1989 auf den Völkermord im Gedächtnis der Opfer und Täter nicht nur beim Holocaust, sondern auch bei den Ereignissen von der Sowjetunion bis Indochina ein. Zwischen Überblendung und verdrängendem Ausblenden suchte der Autor Formen eines angemessenen Erinnerns.

Sein Buch „Von Auschwitz nach Jerusalem“ spitzte 2009 diese Frage speziell auf die deutsch-israelischen Beziehungen zu. Der Autor plädierte für ein entschiedeneres Auftreten Deutschlands gegenüber dem jüdischen Staat. Mit seiner harschen Kritik an der politischen Führung Israels und ihrer Siedlungspolitik hielt Grosser schon damals nicht zurück. Für Martin Walsers Einspruch 1998 bei der Friedenspreisrede in der Frankfurter Paulskirche gegen die „Moralkeule“ Auschwitz hatte er Verständnis gezeigt. Den Vorwurf des „jüdischen Selbsthasses“ wegen seiner Israel-Kritik wies er mit dem Argument zurück, voreilige Antisemitismusvorwürfe schürten selbst Antisemitismus. Menschenwürde sei nur als Ganzes real und nicht in Volksgruppen teilbar, schrieb er 2017 im Buch „Le Mensch: Die Ethik der Identität“. Auch diese Vision des Allgemeinen im Partikulären hatte er mit seinen Altersgenossen Jean Malaurie und Robert Badinter gemein. JOSEPH HANIMANN

Tijuana, zu Beginn dieses Jahres: Der Weg hoffnungsfroher Einwanderer in die Vereinigten Staaten führt auf mexikanischer Seite vermehrt über einen gewundenen Pfad zur Brücke der Grenzstation El Chaparral. Asyl als sicherste Methode eines Verbleibs in den USA kann nur denen gewährt werden, die sich selbständig an die Grenzbeamten wenden.
Foto Mark Abramson/NYT/Laif

Die Grenze bei El Paso ist mit Stacheldraht und Wassergraben bewehrt. Diese Anfang Februar 2024 aufgenommene Gruppe von Immigranten steht trotzdem kurz vor dem Übertritt auf US-Terrain.
Foto Getty

An der Grenze zu Mexiko

Das heißeste Thema des kommenden amerikanischen Wahlkampfs wird nicht Israel sein und schon gar nicht die Ukraine. Es wird um „the border“ gehen.

Von Andreas Ross

Vor einigen Jahren habe ich in Tijuana zwei Männer aus Kalifornien getroffen. Der eine war ganz begeistert von der mexikanischen Stadt. Er besaß ein Softwareunternehmen in San Diego und hatte gerade seine neuen Programmierer besucht. Bis kurz zuvor hatte er in Indien coden lassen, in einer ganz anderen Zeitzone. Da gab es kaum Kontakt. Diesmal konnte er mit der Straßenbahn bis zum Grenzübergang fahren, dann ins Nachbarland gehen und dort per Uber zu dem hippen Start-up fahren. Er schwärmte vom guten Englisch der mexikanischen Informatiker. So nah und doch so günstig!

Der andere Mann war verzweifelt. Er war Mexikaner, aber so fühlte er sich nicht. Gut dreißig Jahre vorher, als Achtjähriger, war er etwas weiter östlich mit seinen Eltern über die Grenze gegangen, unerlaubt und unbehelligt. Nahe Los Angeles ging er zur Schule, entwickelte ein Technikinteresse, baute später ein Unternehmen auf. Er wartete Mobilfunktürme, gab Leuten Arbeit, zahlte Steuern, heiratete eine andere Mexikanerin, bekam mit ihr drei Kinder. Das zugehörige Klischee formulierte er selbst: „Wir lebten den amerikanischen Traum.“ Bis er auf einer langen Autofahrt nach Florida in Texas angehalten, kontrolliert, inhaftiert und nach sechs Monaten abgeschoben wurde: in einen Bus verfrachtet, in Mexiko ausgesetzt. Er fürchtete sich, hatte viel von „Coyoten“ und Drogenbanden gehört, fand sich in seiner sogenannten Heimat kaum zurecht. Den Gutschein für eine ermäßigte Busfahrt in sein Herkunftsdorf im Süden Mexikos ließ er verfallen: „Was soll ich da?“ Er vermisste seine Familie, seine drei amerikanischen Kinder. Als ich ihn traf, sah er sie zum ersten Mal wieder. Für gut eine halbe Stunde, durch Schlitze in dem hohen Zaun, der Tijuana von Kalifornien trennt. So nah und doch so unerträglich fern!

Die Amerikaner sagen nur: *the border*. Jeder weiß, dass die 3139 Kilometer im Südwesten gemeint sind. *The border*, das ist ein Schicksalsort für Abermillionen Menschen. Mehr Erdenbürger denn je versuchen sie zu erreichen und zu überwinden, Hunderttausende pro Monat zählte der Grenzschutz der USA zuletzt, das ist ein Vielfaches auch zu den Zahlen vor Donald Trumps Amtszeit und vor der Pandemie. Der Anteil der Mexikaner an den Migranten allerdings hat sich drastisch reduziert. Immer mehr Südamerikaner, vor allem aus Venezuela, wollen hier ins gelobte Land. Doch auch Russen, Inder oder Chinesen versuchen es inzwischen über Mittelamerika.

Politisch wird die Lage für Präsident Joe Biden der deutschen ähnlicher: Das Nachbarland, mit dem die USA über ein Freihandelsabkommen eng verbunden sind, ist heute vor allem ein Transitland für Migranten. Mexikos Regierung kann den Zustrom regulieren und setzt Washington damit unter Druck, ein bisschen wie die Türkei die EU. Ein wichtiger Unterschied: Die Wirtschaft nördlich der Grenze würde kollabieren, wenn nicht mehr Abermillionen „Illegale“ für sehr kleines Geld Jobs erledigten, die sonst keiner machen will.

The border ist Hoffnung auf ein Leben in Sicherheit, nur die letzte Hürde zum „amerikanischen Traum“ – aber für Abertausende Menschen bedeutet sie jedes Jahr den Tod. Viele ertrinken im Rio Grande, der im Süden Río Bravo heißt: der wilde, der wütende Fluss. Noch mehr verdursten nach dem Grenzübertritt in der Wüste von Arizona. Auf Tod reimt sich auch der alltägliche Schmuggel an den regulären Grenzübergängen: Das meiste Fentanyl kommt hier vom Süden ins Land der unbegrenzten Abhängigkeiten, und die Maschinengewehre für die Rauschgiftkartelle, die ihre Schmuggelrouten brutal verteidigen, fließen von Nord nach Süd. In den USA werden jährlich etwa 80.000 Todesfälle auf Opioid-Überdosen zurückgeführt, in Mexiko mehr als 30.000 Morde gezählt.

The border, das ist für die Politik eine ewige Überforderung, aber auch eine Bühne. In ihrer Not waren Bidens Demokraten im Kongress jetzt zum ersten Mal bereit, das Asylrecht drastisch einzuschränken, ohne im Gegenzug den Aufenthalt einiger der vermutlich rund elf Millionen „Illegalen“ im Land wenigstens förmlich zu dulden. Donald Trump aber kann eine Lösung nicht gebrauchen. Er braucht das Problem, er schürt die Angst. Er verspricht wieder Massendeportationen, denn die Migranten „vergiften das Blut unseres Landes“. Und natürlich verspricht er wieder seine Mauer: neun Meter hoch, Tausende Kilometer lang und ganz aus Stahlbeton.

Scheindurchlässig: der auf Initiative von Donald Trump errichtete Grenzzaun, hier bei Lukeville in Arizona, gesehen von mexikanischer Seite aus im Dezember 2023
Foto EPA

Migrantenzug im mexikanischen Tapachula auf dem Weg ins von ihnen für gelobt gehaltene Land jenseits des Rio Grande, fotografiert im Oktober 2023
Foto Getty

Anfang Februar 2024: Überprüfung von aus Mexiko eingereisten Menschen durch die Grenzpolizei in einem improvisierten Lager in der Wüste Jacumba Hot Springs, leicht östlich der kalifornischen Großstadt San Diego
Foto Mehmet Demirci/Laif